<366176366400 12

<366176366400 12

Bayer. Staatsbibliothek

Oec. 178. Bauer

Oeconomica. Systemata et
methodi 128.

~~Oec. gen. N° 315~~

R

Der
kluge Bauer.

Oder

ein Buch

für den

Bauer und Landmann,

darinnen

vom Ackerbau; von der Viehzucht; von der Haushaltungskunst; von der Gesundheit, und allerhand Hausmitteln in Krankheiten; von Lebensregeln; von allerley Merkwürdigkeiten in der Welt und aus der Natur; vom Aberglauben; von der Witterung, und mancherley Geschichten geredet wird.

Von

Oesterreich Landmann.

Erster Theil.

Wien, 1785.

Im Verlag Georg Philipp Wucherers, und gedrukt mit Weimarschen Schriften.

Ex libris A. F. F. B.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Haupt-Innhalt.

Erstes Stück.

Vom Ackerbau.

Zweytes Stück.

Von der Viehzucht.

Drittes Stück.

Von der Haushaltungskunst.

Viertes Stück.

Von der Gesundheit und Hausmitteln in Krankheiten.

Fünftes Stück.

Allerhand Lehren und nüzliche Lebensregeln.

Sechstes Stück.

Merkwürdigkeiten in der Welt, und aus der Natur.

Siebentes Stück.

Vom Aberglauben.

Achtes und letztes Stück.

Ein kleiner Wetterkalender.

Bey Endigung jedes Stückes oder in demselben einige Erzehlungen.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Nähere Bestimmung des Innhaltes.

Erstes Stück.

Vom Ackerbau.

a) Allgemeine Regeln des Ackerbaues.
b) Vermeidung der Fehler beym Ackerbau.
c) Bearbeitung der Aecker.
d) Vom Säsaamen.
e) Von der Säart.
f) Von der Zeit der Aussaat.

Erzählungen.

a) Der Schaden, wenn man nicht lesen und schreiben kann.
b) Die Besserung.
c) Der einfältige Peter.
d) Das Fischlein an der Angel. (Ein Liedlein.)

Zweytes Stück.

Von der Viehzucht.

1. Von den Pferden.

a) Beschaffenheit eines guten Pferdes.
b) Schweif und Haare.
c) Huf.
d) Striegeln.
e) Farbe.
f) Krippe.
g) Alter.
h) Hengst.
i) Naturell.
k) Krankheiten.

2. Rindvieh: Ochsen und Kühe.

a) Zähne.
b) Fortpflanzung.
c) Kalbsucht.
d) Weide.
e) Ställe.
f) Haarballen.

g) Wiederkäuen.

h) Die Kuh selbst.

i) Hornviehseuche.

3. Von den Schaafen.

a) Allgemeine Beschreibung.

b) Zähne.

c) Schaafställe.

d) Vermehrung.

e) Schwindel.

f) Grätze.

4. Von den Ziegen.

5. Von den Schweinen.

Erzählungen.

1) Der Unterschied zwischen Geiz und Sparsamkeit.

2) Verwegene Freymüthigkeit eines Bauern.

3) Der listige Räuber.

4) Witzige Antwort eines Bauern.

5) Der unüberlegte Wunsch. (Ein Liedlein.)

Drittes Stück.

Von der Haushaltung.

a) Fleiß, Aufmerksamkeit und Ordnung.

b) Hausmittel.

1) Vom Brodbacken.

2) Wider den Schimmel.

3) Wider die Flöhe am Kleesaamen.

4) Wider Raupen und Ungeziefer am Gemüß.

5) Wider Ameisen.

6) Wider das Roth der Kühe.

7) Wider Schaafviehkrankheiten.

8) Wider die Schnecken am Kornsaamen.

9) Wider die Mäuse.

10) Wider die Maulwürfe.

11) Von der Kartoffelfütterung.

12) Von Kraut und Rüben.

Erzählungen.

a) Von den alten Deutschen.

b) Der Bauerjunge und der Fluß.

c) Der treue Bediente.

d) Das Lämmchen. (Ein Liedlein.)

Vierte s Stück.

Von der Gesundheit und Hausmitteln in Krankheiten.

a) Allgemeine Regeln.

1) Die Gesundheit zu erhalten.

2) Der Krankheit vorzukommen.

b) Fehler, die die Landleute hiebey öfters begehen.

1) Warnung vor Uringuckern, und alten Weibern.

2) Geschichten hievon.

c) Ein paar geheime Worte mit Eheleuten, betreffend die Erzeugung und Verpflegung der Kinder.

d) Hausapotheke von Kräutern, Beeren, Wurzeln. ꝛc.

a) Tausendgültenkraut.
b) Wermuth.
c) Schaafgarbe.
d) Krausemünz.
e) Huflattig.
f) Taubenkropf.
g) Klettenwurzeln

} Deren Nutzen in welchen Krankheiten?

h) Eibischwurzel.
i) Hollunderblüthen.
k) Kamillenblüthen.
l) Schleenblüthen.
m) Wacholderbeeren.
n) Weinstein.
o) Honig.
p) Essig.

(Deren Nutzen in welchen Krankheiten?

e) Rezepte, oder Hausmittel.

a) Im Katarfieber.
b) Kalten Fieber.
c) Durchfall.
d) In der Ruhr.
e) In Flüssen.
f) In Gliederreissen.
g) In der Gicht.
h) In Krebsschäden.
i) In hektischen Brustbeschwerden.
k) In Hitze und Fieber.
l) Niederschlagendes Pulver.
m) In Zahnweh bey Erwachsenen und Kindern.
n) Pulver gegen Säure.
o) Laxiermittel.

Er=

Erzählungen.

1) Nutzen der Wohlthätigkeit.
2) Ueberall giebt es gute Menschen.
3) Das erfrorne Handwerckspürschlein.
4) Der verachtete gute Rath. (Ein Liedlein.)

Fünftes Stück.

Allerhand Lehren und Lebensregeln.

1) Wider das Wirthshausgehen, und die Trunkenheit.
2) Vom Zuhausebleiben.
3) Von der Erziehung der Kinder.
   a) Eine Erzählung von einem braven Sohne.
   b) Noch eine von der Strenge eines Vaters.
   c) Noch eine von der Nachsicht einer Mutter, und dem daraus entstandenen Unglück ihres Kindes.
4. Von der Zufriedenheit eines Bauern und Landmanns mit seinem Stande.
   a) Davon ein Liedlein.
   b) Noch eines davon.

5) Vom Zank, Streit, Grobheit und Bauernstolz.

6) Klugheits- und Sittenlehren.

7) Besondere Lehren für eine junge Frau.

Erzählungen.

1) Ein Traum.

Sechtes Stück.

Merkwürdigkeiten in der Welt, und aus der Natur.

Luft.

1) Von der Sonne.

2) Vom Mond.

3) Von Sonn- und Mondsfinsternissen.

4) Von Kometen.

5) Vom Nordlicht.

6) Von feurigen Lufterscheinungen.

a) Irrlichtern.

b) Sternschneuzen.

c) Feurigen Drachen.

7) Von Gewittern.

a) Vorsicht dabey.

b) Donnerkeile.

Erde.

1) Europa, Asia, Afrika, Amerika.

a) Kleine Entdeckungsgeschichte von Amerika.

b) Eintheilung von Europa.

2) Feuerspeyende Berge.

3) Erdbeben.

4) Thiere im Wasser und auf dem Lande.

a) Wallfisch.

b) Seedrach.

c) Häring.

d) Elephant.

e) Kameel.

f) Löwe.

Eine Erzählung vom Androkles und dem Löwen.

Noch eine von einem Löwen und einem Hunde.

g) Hund.

Eine Erzählung von einem Kaufmann und seinem Hund.

Siebentes Stück.

Vom Aberglauben.

a) Schädlichkeit und Ursachen desselben.
b) Allerley unzählbare Arten desselben.
Dazu ein paar Worte von Gespenstern, von Träumen und Traumdeuterey und Ahndungen.

Erzählungen.

1) Der betrogne abergläubische Bauer.
2) Die Kunst, ohne Treue fröhlich zu seyn.
3) Der unwissende Bauer.
4) Der ewige Jude.
5) Größe Goliaths.
6) Der Tod der Fliege und der Mücke.
(Ein Liedlein)

Nach

Achtes und letztes Stück.

Wetterkalender.

Abschied

und

Beschluß des ersten Theils.

Die Pflichten eines guten Menschen.

(In leichten Versen.)

Der

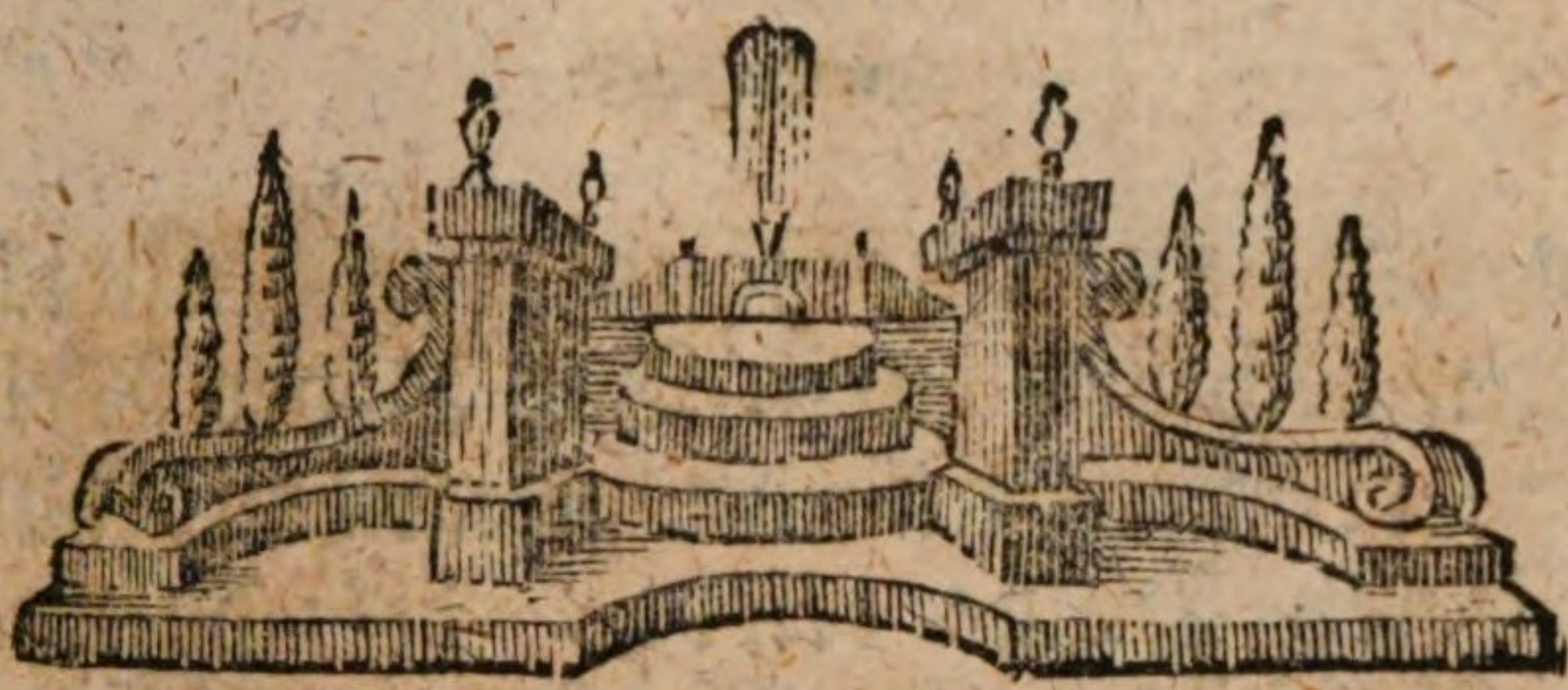
Der zweite Theil

enthält

die Fortsetzung eben dieser

und verwandter Materien.

Eins



Einleitung.

Meine liebe Nachbarn und Freunde!

Ich habe schon seit einiger Zeit her darüber nachgesonnen, wie wir wohl unsere Feyerstunden und freundschaftliche Abendbesuche am angenehmsten und nützlichsten zubringen könnten. Endlich bin ich auf den Einfall kommen, daß ich euch immer

so was und allerhand erzählen will. Denn ich hab mein Tag in der Welt viel erfahren und ausgestanden, hab allerley Dinge erlebt, die ihr nun nicht wisset. Es schmerzt mich freylich, daß ich damals so jung dieses unser kleines Dörfchen habe verlassen müssen, weil ich so viele meiner Freunde und Bekannten nicht mehr gesehen habe. Aber nun ists mir auch lieb, daß ich in die Welt hinaus gekommen bin und mancherley gesehen, gehöret und gelernet habe. Deswegen kann ich euch nun so manches erzählen, das euch lieb und nützlich seyn wird.

Wenn es euch nun recht ist, trauten Nachbarn, so wollen wir alle Abend oder sonst zu einer andern Zeit, wenn unsere Arbeit vorbey ist, zusammenkommen, und von nützlichen Dingen mit einander sprechen. Und da will ich euch nun über alles, was ihr vorbringet, meine Meinung sagen .... und euch allerhand erzählen.

Ihr

Ihr werdet nun aber gerne zum voraus wissen wollen, was ich euch für Gutes sagen will? Höret!

Zuerst wollen wir vom Ackerbau, und

Zweytens von der Viehzucht reden. Denn das sind ja unsere Sachen, mit denen wirs eigentlich zu thun haben müssen. Dabey aber wollen wir

Drittens der Haushaltungskunst nicht vergessen. Ich will euch in diesen drey Dingen hie und da einige Verbesserungsanstalten vorschlagen, welche wir leicht und ohne Kosten nachmachen können und die dabey von grossem Nutzen sind. Alle Länder geben sich mit Verbesserung des Ackerbaues und der Viehzucht ab. Es ist mir aber wohl bekannt: daß das, was in dem einen Land mit Nutzen angebracht werden kann, nicht gerade wieder in einem andern Lande mit Vortheil nachgemacht

macht werden könne. Denn jedes Land hat seine besondere Art und Verfassung, nach welcher man sich richten muß. Deswegen sollt ihr auch nur allgemeine Regeln hören, und ich will euch nichts vorschlagen, was nicht auch in unserm Lande mit Nutzen anzubringen und auszuführen wäre. Und wenn ihr euch nun diese allgemeine Regeln recht bekannt machen und beobachten werdet; so stehe ich euch mit meinem ganzen Gute gut dafür, daß ihr von eurer Mühe und Arbeit Nutzen haben werdet.

Viertens will ich mit euch auch von der edlen Gabe Gottes, der Gesundheit sprechen und euch da einige leichte Mittel angeben, wie ihr dieselbe besser erhalten und euch vor Krankheiten in Acht nehmen könnet. Denn wir können ja nicht bey jedem Zufall sogleich einen Arzt bey der Hand haben. Und da aus der Vernachlässigung eines anfänglich geringen Uebels nachhero eine schwere Krankheit entstehen kann, so will ich

euch

euch mit allerhand Mitteln bekannt machen, die eine Krankheit im Anfange heben können.

Fünftens wollen wir allerhand Lehren und Lebensregeln vornehmen, die uns nutzen sollen.

Sechstens will ich euch allerhand Merkwürdigkeiten in der Welt und aus der Natur erzählen, von der Sonne und dem Monde, von Kometen, Nordlichtern, von Irrlichtern und feurigen Drachen, vom Gewitter, von den vier Welttheilen, von den feuerspeyenden Bergen, vom Erdbeben, von Thieren zu Wasser und Land, Wallfischen, Heeringen, Elephanten, Kameelen und den grimmigen Löwen, und was da alles kommen wird.

Siebentens wollen wir vom Aberglauben reden, wie man uns ehedem solche Dinge, die nichts anders denn platte Lugen sind,

weiß gemacht und damit schändlich betrogen hat. Darüber werdet ihr euch freylich gar sehr wundern.

Achtens. Und dann will ich euch in meinen kleinen Wetterkalender schauen lassen, woraus ich allemal euch prophezeye, was für Wetter kommen wird.

Darunter will ich euch manchmal kleine, lustige und wieder ernsthafte Historien erzählen und ein schönes Liedlein euch singen.

Und so wollen wir uns denn, liebe Freunde und Nachbarn, unsere Feyerstunden und Feyerabende recht schön zu Nutze machen. Denn es ist uns ja doch nicht gleichgültig, ob andere Leute uns für dumme, einfältige und faule .... oder für kluge, verständige und fleißige Bauern halten. Es ist ja keiner unter euch, der sich nicht wünschet, daß es ihm recht wohl gehen möge in der Welt. Dazu können wir nun alle gelangen, wenn wir

es

es nur recht anfangen. Wir dürfen nur manche Landleute anschauen: Saget mir dann, gehet es dem, der gut, fleißig und verständig ist, gemeiniglich nicht besser, als dem, der bös, faul und einfältig ist? Sehet, ihr müsset mir Recht geben. Wir wollen uns also alle miteinander befleißigen, recht verständig, fleißig und gut zu werden, damit Gott uns segne und es uns wohl gehen lasse. Wir sind auf dem Lande gebohren; aber ihr wisset, wie elend man uns unterrichtet, und uns von der Schule ausgeschlossen hat. Man hat ja die meiste Jugend in Unwissenheit, in gräulichen Irrthümern und falschen Meinungen heran wachsen lassen. Die daran Schuld waren, mögen es einst verantworten. .... In unsern jetzigen Zeiten aber geht es schon besser. Daher wollen wir nichts sparen, um unsere Kinder etwas lernen zu lassen, auf daß ihr Verstand aufgeklärt und ihr Herz gebessert werde. Und wir Eltern wollen ihnen dabey allemal mit einem guten Beyspiel

an Frömmigkeit, Fleiß und gesitteter Lebensart vorgehen.

Wir wollen uns deshalb selbst bemühen, die Vorurtheile, und falsche Meinungen von uns auszurotten, die uns zeither so sehr geschadet und uns das Glück des Lebens nicht recht, nach dem Willen Gottes, haben geniessen lassen.

Wir leben unter einem so guten Landesherrn; geniessen einerley Schutz; und daher wollen wir, als treue Unterthanen, auch an der ganzen Wohlfarth des Landes und aller unserer Mitunterthanen Theil nehmen, und dieselbe befördern helffen. Und wie können wir das Glück des Landes und unserer Mitmenschen besser befördern, als wenn wir zuerst bey uns selbst anfangen und uns bemühen, verständige, fleißige und gute Menschen zu werden?

Erstes Stück.

Vom Ackerbau.

Der Feld und Ackerbau ist für ein jedes Land die sicherste Quelle seines Wohlstandes. Die Erde bringt in einem jeden Lande das hervor, was seine Einwohner zur Erhaltung ihres Lebens nothwendig brauchen. Und es kommt nur öfters auf unsere Klugheit und unsern Fleiß an, das Land recht zu bauen und zu benutzen, um uns auch Ueberfluß, Reichthum und Wohlleben daraus zu verschaffen. Der erste Nahrungsstand der Menschen nach der Schöpfung war nichts anders, denn der Ackerbau und die Viehzucht. Und wo diese zwey Stücke in einem Lande vernachläßigt werden, da helffen auch die

reichsten Goldgruben nichts, das Land muß nach und nach zu Grunde gehen. Hingegen, wenn das Land gut gebauet, der Ackerbau gut getrieben und das Vieh gut bestellet wird; so gelanget das Land immer mehr zum blühendsten Wohlstand.

Wir haben, meine liebe Nachbaren, die deutlichsten Beweise davon vor unsern Augen. Es ist in der Welt ein gewisses grosses und mächtiges Reich, das liegt in einem von den vier grossen Welttheilen, den wir Asien nennen; dieses mächtige Reich aber, das ich jetzo meyne, heisset China. Und dann ist noch ein anderes Königreich in unserm Europa, mit Namen Engelland. In keinen Ländern in der Welt wird nun mehr Sorgfalt und Fleiß auf den Ackerbau und die Viehzucht gewendet, als in diesen beyden Ländern, die ich euch genennet habe. Aber da solltet ihr auch sehen, was da alles anzutreffen ist. Reichthum und Ueberfluß giebt die Natur an allen Nahrungsmitteln.

Hingegen will ich auch jetzt von einem andern grossen Königreiche sagen: das heißt Spanien. Das ist sonst ein sehr gutes und fruchtbares Land. Auch hat ehedem dieses Reich aus Amerika, oder der neuen Welt, eine unbeschreibliche Menge Gold und Silber gezogen. Und dennoch ist dieses Land ganz zurückgekommen und arm worden. Aber warum? Weil der Ackerbau und die Viehzucht darinnen vernachläßiget worden ist. Seit einiger Zeit hat es erst seinen begangenen Fehler eingesehen, und bemühet sich nun, ihn wieder gut zu machen. Vorzüglich legen sich nun die Spanier auf die Schaafzucht.

Und so erkennet jetzt jedermann die Nothwendigkeit und den grossen Nutzen des Ackerbaues und der Viehzucht. Alle Länder befleißigen sich jetzt um die Wette, beydes in guten und vollkommenen Stand zu bringen. Selbst manche Landesherren lassen auf ihre eigene Kosten Versu-

che anstellen, wie man dieses und jenes im Feldbau verbessern könne. Und ein jeder fleißiger Hausvater denkt darüber nach, überlegt und probieret, wie er dieses und jenes an seinem Hubwerke oder Gute bessern oder besser benutzen könne.

In den meisten Königreichen und Fürstenthümern sind so gar ordentliche Gesellschaften aufgerichtet, welche aus hohen und niedrigen Männern bestehen, die den Feldbau und die Viehzucht gut verstehen, und die sich auf allerley Art bemühen, beydes im Lande recht empor zu bringen. Ja! was werdet ihr denken, wenn ich euch versichere, daß der jetzige König von Schweden, Gustav der dritte, so gar einen Orden für diejenigen gestiftet hat, welche sich um den Ackerbau, um den Handel und die Künste des Vaterlandes verdient gemacht haben. Wisset ihr nicht, was ein Orden ist? Ich kanns euch nur nicht recht deutlich machen. Es ist ein gewisses äuserli-

ches

ches Kennzeichen irgend einer Tugend, Kunst oder Verdienstes, das der Landesherr seinem braven Unterthan giebt, wenn er ihn auf solche Art belohnen will, daß es ihn nicht viel Geld kostet, ein Kennzeichen der Gnade, das nachhero der Unterthan öffentlich auf der Brust oder an der Kleidung tragen darf. Das Zeichen nun von dem Orden, von dem ich euch wegen des Ackerbaues sage, ist: eine goldene Garbe, mit einem goldenen Bande umwunden, und so wird es an einem grüngewässerten Bande um den Hals getragen. Sehet nun, ihr lieben Nachbarn! so ehren selbst Könige und Fürsten diejenigen, welche sich den Ackerbau angelegen seyn lassen. Die grossen Herren sehen, heut zu Tage, denselben als das wichtigste und vornehmste Stück im Lande an, wie es denn auch in der That der bestgegründete Reichthum eines Landes ist. Selbst die gelehrten und hohstudierten Männer geben sich mit Erkenntniß und Wissenschaften des Ackerbaues ab, und reden und

schrei-

schreiben darüber. Der König von Engelland, der zugleich Churfürst in Deutschland ist, hat 1774. den Befehl ausgehen lassen, daß alle Studenten, welche in seinem Lande einmal ein Amt haben wollen, ein Attestat oder Zeugniß von der Universität mitbringen müssen, daß sie, ausser denen andern Wissenschaften, sich auch auf die Erlernung des Feldbaues und der Haushaltungskunst müssen gelegt haben.

Liebe Nachbarn und guten Freunde! Wer nicht ganz unwissend und unerfahren im Ackerbau ist, der wird wissen, wie sehr die Fruchtbarkeit eines Landes von der guten und fleißigen Bauung desselben abhängt. Je schlechter der Grund ist; desto besser muß er gebauet werden. Und hierinnen begehen gar viele von unsern Landleuten grosse Fehler. Sie bauen einen schlechten Acker nicht anders, denn einen guten; anstatt, daß sie ihn zweymal ackern und wohl eggen und auch mehr Dung darauf füh-

führen sollten. Thäten sie das; so würde ihnen, wenn einmal die Erndte da ist, ihre grössere Mühe und mehrere Dungung reichlich ersetzt werden.

Ich sehe diesen Fehler auch hier im Lande bey uns. Und ich kann mich nicht genug wundern, warum wir nicht lange schon darauf bedacht gewesen sind, demselben abzuhelfen, da der Fehler doch so sehr .... und das Mittel dagegen in die Augen fällt. Wie oft gehet man an einem Acker vorbey, auf welchem die Frucht recht gut und zum Gefallen stehet; und auf den beyden Anliegern stehet sie wohl um ein Drittheil schlechter. Unter tausend Gegenden werdet ihr selten Eine finden, wo die Abwechslung des Erdreichs auf einmal so merklich wäre, daß man die Ursache dieser schlechtern Frucht dem schlechtern Grund und Boden zuschreiben müsse. Wenn nun also dergleichen Aecker einerley Grund und Boden haben, was ist dann die

Ur-

Ursach, daß der eine Acker voll der besten Frucht stehet, und die zwey Anlieger so schlecht? Es muß natürlicher weise daher kommen, daß entweder die Anlieger nicht zu rechter Zeit oder nicht fleißig genug ausgestellet worden sind: oder, daß sie nicht so viel und so gute Dung .... oder auch nicht so viel und so gute Aussaat erhalten haben, als der andere Acker, der so schöne Frucht trägt. Die nachläßige und unverständige Eigenthümer haben sich also selbsten beyzumessen, daß sie nicht so viel von ihren Aeckern ärndten, als andere. Ich habe mehrmalen von Fremden, welche auf ihren Reisen zwischen Feldern haben durchgehen müssen, unter sich sagen hören: dieser Acker gehöret einem Faulen, und jener einem fleißigen Hausvater. Und sie hatten Recht. Denn ich kannte die Eigenthümer, und wußte, wie sie ihre Aecker auszustellen pflegten. Und sehet: so können Fremde, welche euch nie gesehen haben, wissen, wer von euch faul oder fleißig ist.

Wol=

Wollet ihr nun eine gute Erträgniß von euern Aeckern erwarten; so beobachtet diese drey Regeln:

1. Seyd aufmerksam auf die Zeit der Ausstellung, und bearbeitet eure Felder so gut, als möglich ist!

2. Gebet ihnen gute und genugsame Dung! Hier begehen viele von uns den grossen Fehler, daß sie Dung zu lang aufhäufen, oder, was noch schlimmer ist, ausgebreitet auf den Aeckern liegen lassen, ehe sie dieselbe unterackern. So muß es ja geschehen, daß die Sonne und die Luft die Fetten und besten Theile herausziehen, so, daß oft nichts, als blosses dürres Stroh und Reißig untergeackert wird. Sagt mir nur, was ihr von einer solchen Dung euch auf euern Aeckern versprechen wollet? Ihr müsset also mit allem Fleiße dahin bedacht seyn, daß ihr euch so viele und so gute Dung verschaffet, als nur möglich ist. Dies

thun auch die Einwohner in China, wovon ich euch vorhin gesagt habe. Ja! man hält dorten so viel auf die Dung und ist so sparsam damit, daß jeder Mensch seinen täglichen Auswurf verkaufen, oder sich wieder Essen und Trinken dafür kann geben lassen. Gut wäre es auch, wenn ihr es überall so einrichtet: daß der Abzug aus den Viehställen allezeit in die Miststätte geleitet würde, damit die fette Feuchtigkeit nicht abfliesse. Ohne dieß liegt das Stroh in der Miststätte entweder zu trocken oder verfaulet. Auch müsset ihr verhüten, daß nicht zu viel Regenwasser in die Miststätte fliessen kann. Denn zu viel blosses Wasser macht den Mist nicht gut. Es muß euch ein Hauptanliegen seyn, viel Dung zu machen; und wenn ihr auch einigen Aufwand darauf machen müßtet; so gewinnet ihr ihn durch mehrere Erträgniß eurer Aecker zuversichtlich doppelt wieder.

3. Säet guten reinen Saamen und in gehöriger Menge

Menge nach dem Verhältniß des Ackers aus! Es geschiehet manchmal, daß durch eine üble Witterung oder einen andern unvermeidlichen Zufall die Früchte an der innern Güte der Körner nicht so gut sind, als man sie ausgesaet hat. Ihr thut alsdann sehr übel, wenn ihr von diesen Körnern wieder aussäet. Es ist viel besser, wenn ihr von dieser Frucht so viel verkauffet und löset, daß ihr euch dafür bessere Frucht anschaffen könnet, so viel ihr zur Aussaat nöthig habt. Und wenn ihr auch für den Einkauf etwas mehr geben müsset; ja! wenn ihr das Geld noch dazu borgen müßtet; so thut ihr doch immer besser, als wenn ihr eure schlechte Frucht aussäet. Die darauf folgende Erndte wird euch, wenn sonst die Witterung gut ist, dieses für bessere Frucht ausgegebene Geld mehr, als zehnfach vergüten. Es ist eine übelverstandne Sparsamkeit oder Haushaltungskunst, wenn man in gewissen Fällen, wie im gegenwärtigen, kein Geld ausgeben will.

* * *

Dieses, meine lieben Freunde, waren allgemeine Regeln, welche ihr eben so gut wissen werdet, als ich. Unterdessen seh ich sie doch nicht von allen befolgen. Und das müsset ihr doch thun, wenn ihr anders den Nutzen und Vortheil von euren Feldern im Ernste ziehen wollet, den ihr davon haben könnet. Seyd nicht so thöricht, zu glauben, daß, so wie es eure Väter gehalten haben, so müßt ihr es auch halten. Nein! wenn euch jetzo die Vernunft etwas besseres lehret; so müsset ihr es befolgen. Alle Dinge in der Welt verdienen, daß man darüber nachdenkt: dazu hat uns ja der liebe Gott Verstand und Vernunft gegeben; aber diese müssen wir auch gebrauchen; sonsten hätten wir ja vor dem unvernünftigen Thier nichts voraus.

Alle nützliche Werkzeug und Maschinen, die wir zu unserm Feldbau mit so vielem Nutzen gebrauchen, sind von unsern Vorfahren durch ihr Nachsinnen erdacht und nach und nach zu

dem

dem Stand der Vollkommenheit gebracht worden, worinnen wir sie jetzo sehen. Der Pflug, der Wagen und so viele andere Maschinen, welche uns bey dem Feldbau die Arbeit so sehr erleichtern, sind nicht von ohngefähr entstanden, sondern durch Fleiß und grosses Nachsinnen der Menschen gemacht worden. So weit es aber die Menschen bis heutiges Tages in der Kunst gebracht haben; so sind doch noch lange nicht alle Künste und Wissenschaften erschöpft: es kann durch fleißiges Nachdenken noch alle Tage an ihnen verbessert und erläutert werden.

Auf die Verbesserung der Wiesen müßt ihr auch aufs eifrigste bedacht seyn. Durch fleißiges Wässern, Ausstreuen des Schornsteinrusses, der Asche, des auf dem Heuboden liegenden Saamens u. d. g. können die dürre und magere Wiesen gar vieles gebessert werden. Die sumpfichten Wiesen aber müßt ihr durch abführende Gräben in bessern Zustand se-

ten. Ich kenne einen begüterten Landmann: dem ists nicht zu viel, jährlich acht und noch mehrere Gulden für Ziehung und Aufräumung der Gräber auf seine Güter verwenden. Aber dafür macht er auch 3. bis 4. Wägen Heu, wo sein Vorfahrer kaum einen bekam. Zu dergleichen Verbesserungen gehört wenige Kunst und Wissenschaft, wenn der Gutsbesitzer nur eifrig und fleisig ist, und nur ein wenig nachdenken will. Die Natur und Lage eines Stückes wird bald und leicht Mittel zur Verbesserung an die Hand geben. Ich kenne einen Mann: der erbte von seinem Vater ein Gut, das ihm, nach Abzug aller Kösten, jährlich 250 fl. eintrug. Der Sohn war und ist noch ein kluger und fleissiger Mann! er hat sich beeifert, das Gut in bessern Stand zu setzen, jezt hat er es nun 26 Jahr besessen, und wie viel meint ihr, daß ihm sein Gut jährlich einträgt? Neunhundert Gulden trägts ihm jezo! Ich habe einmal die jährlichen Rechnungen von ihm gesehen

und

und da gab sichs, wie von einem Jahr zum andern die Einkünfte desselben durch seinen Fleiß und gute Anstalten nach und nach gestiegen sind. Ein Bauer kann unter der Hand gar viel zur Verbesserung seiner Güter thun; es kommt nur auf seinen Fleiß und Emsigkeit an. Wer aber, wenn nichts nothwendiges zu thun ist, sich lieber auf die Bank hinlegt, als mit seinen Kindern auf den Acker geht, und Steine ablieset, Gräber macht, Bäume pflanzet u. d. g. dem ist nicht weiter zu rathen und zu helfen.

Wer von euch Pferde hält, der wird wissen, wie sehr dieses Vieh von dem Geschmeiße der Fliegen und Bremsen geplagt wird. Man kann sich des Mitleids nicht enthalten, wenn man sieht, wie es sich bemühet, diese seine Peiniger, die ihm das Blut aussaugen, zu verjagen. Ich habe Rosse gesehen, welche sich mit dem Geschirre auf die Erde geworfen haben, wenn der Schmerz zu groß war, und das Geschmeiß

an

an einem Orte des Körpers saß, wo es weder mit dem Kopfe noch mit dem Schweife hinreichen konnte, um es zu verjagen. Das Vieh, besonders die Pferde werden dadurch so abgemattet und ermüdet, daß man ein Viertheil Kräfte und Arbeit weniger von ihnen erwarten kann. Wehe dem Manne, der von einem Vieh mehr fordert, als es leisten kann, und der ihm nicht jedes Leiden zu erleichtern sucht! Man kann dem armen Vieh dadurch sehr zu Hilfe kommen, wenn man sein Geschirr brav mit Reisern, woran viel Laub ist, bestecket, auch selbst ein grosses Reiß mit Laub in die Hand nimmt, und damit das Geschmeiß so viel es möglich, von dem Vieh verjage, besonders an solchen Oertern, wo es sich selbiges selbst nicht verjagen kann. Ich habe unbarmherzige und unempfindliche Bauernknechte gesehen, welche die Schmerzen und Bestrebungen derer Pferde, das Geschmeiß zu verjagen, gar nicht geachtet haben, und anstatt ihnen dazu behilflich zu seyn, ha=

haben sie es nur noch immer stärker zur Arbeit angetrieben, haben es geschlagen, wenn es etwa aus Schmerzen, und, um durch eine Wendung seines Körpers, oder höhern Aufhebung seiner Hinterfüsse, eine stechende Mücke zu verjagen, einen Augenblik stille stand. Ein solcher unbarmherziger harter Mensch hätte allezeit zehnmal so viel Schläge wieder zurück verdient. Da sich das Pferd durch seinen Schweif der Fliegen einigermassen erwehren kann; so muß man ihm denselben so lang zu ziehen suchen, als es möglich ist. Und dann hat man gefunden, wenn man die Pferde des Morgens, ehe man sie aus den Stalle führet, brav mit Welschnußlaub, oder mit rohem Schmeer reibet, ihnen die Fliegen nicht so viel thun können. Sie können den Geruch dieser Blätter nicht wohl leiden. Beide Mittel sind leicht zu probieren.

Wenn

* * *

Wenn der Ackerbau verbessert werden soll; so gehöret aber auch vor allen Dingen dazu die

Vermeidung der Fehler,

so bisher dabei begangen worden. Das muß bei jeder Sache geschehen, die gebessert werden soll. Und dann ists schon halbe Besserung. Ihr begehet gar noch viele Fehler bei eurem Ackerbau; und der Arme mehr als der Reiche, davon sich die Ursache leicht begreifen lässet. Ich will nun zeigen, wie beide ihre Fehler vermeiden, vielem Schaden entgehen und ihren Fruchtertrag erhöhen können.

Die Fehler zu vermeiden, wird keinen etwas kosten. Und wenn zur Verbesserung hie und da ja einige Auslagen nöthig sind; so wird der dadurch zu erhaltende Nutzen solche Kosten doppelt und zehnfach schon

im ersten Jahre vergüten. Denket aber nicht, lieben Freunde, als ob Gott hiebei ausgeschlossen werde. Das sey ferne! An Gottes Segen ist alles gelegen. Aber weil der Acker nach dem Sündenfalle von sich selbst Dornen und Disteln trägt; so ist desto nöthiger, daß wir im Schweiße unsers Angesichts, daß heißt, nicht nur mit Arbeit unsers Leibes, sondern auch mit Anstrengung unserer Seelenkräfte und des Verstandes, mit Ueberlegung, Klugheit, Sorgfalt und Vorsicht den Acker bauen und unser Brod essen, damit wir in dieser Ordnung unter göttlichem Gedeihen und Segen unser Leben erhalten. Es heißt, Gott versuchen, wenn man sagt: Gott kann mirs doch geben, wenn er will! Nein! Gott kann einen Acker, der aus Nachlässigkeit zur unbequemen Zeit und schlecht gebauet wird und auf dem das Unkraut überhand nimmt, nicht so seegnen, wie denjenigen Acker, welchen man nach seiner weisen und göttlichen Anordnung, zu rechter Zeit und auf

gehörige Weise bestellet hat. Wir erfahren es auch, daß Gott wirklich so handelt; denn er ist ein Gott der Weisheit und der Ordnung. Nebst diesem ist es nöthig, daß man sich nicht durch Gottlosigkeit des göttlichen Segens unwürdig und unfähig mache.

Da ich euch nun vorhero die allgemeinen Regeln des Ackerbaues angegeben habe: so will ich sie nun weiter ausführen, und vor allen Dingen die Fehler bey dem Feldbau anzeigen, die viele von euch, den obigen allgemeinen Regeln zuwider, begehen. Vielleicht hat mancher von euch, meine lieben Freunde, gedacht, ich sagte ihm Dinge, die er längst gewußt; zum Exempel: daß er die Zeit der Ausstellung wohl beobachten, viele und gute Dung machen und guten reinen Saamen in gehöriger Menge säen müsse, u. s. w. Das wären Regeln, die nichts neues sagten und jedem Ackermann bekannt wären. Dieß ist nun zwar wahr! ich habe es auch

be=

bemerkt. Es ist aber auch wahr, daß bemeldte Regeln die allererſten und wichtigſten beym Feldbau ſind; daß ſie, ſo kurz ſie ſcheinen, dennoch ungemein viel unter ſich begreifen, und von vielen, zu ihrem eigenen Schaden, doch nicht in der Anwendung recht beobachtet werden. Wenn ich alſo jetzt von den Fehlern bei dem Ackerbau rede; ſo will ich unter ihnen diejenigen zuerſt anführen, die am meiſten in die Augen fallen und den gröſsten Schaden machen. Zuerſt nun von

Bearbeitung der Aecker.

Und da wird von vielen gefehlet ſowohl in Abſicht auf Art und Weiſe, als auch in Abſicht der Zeit.

Zu den Fehlern erſterer Art gehöret:

a) Das ſeichte Ackern. Die meiſten Ackerleute ackern ihre Felder zween, höchſtens dritthalb Zoll tief

tief, welches eigentlich scheelen, nicht aber ackern heißt. Die erste Grund=und Hauptregel beym Acker=bau ist diese:

Der Acker muß also be=arbeitet werden, daß er die Dungtheile, die ihm sowohl aus der Luft, durch Regen und Schnee zugeführet wor=den, als die, so ihm der Besitzer giebt, gerne an sich nimmt; und in gehöriger Maaße, nicht zu ungerne, auch nicht zu leicht von sich lässet und der darauf gesäe=ten Frucht mittheilet.

Die Erde an und für sich hat kei=ne Dungtheile in sich. Sie ist nur das Mittel, die Dung anzunehmen und die Frucht wieder zu geben. Je geschickter dazu ein Land von Natur und nach einer Beschaffenheit ist; de=sto besser ist es. Daß es dazu geschickt ist, das kommt von der gehörigen und verhältnißmäßigen Vermischung

von

von drey Haupterdarten, der festen Erde, des Sandes und des Mergels oder Mittelerde, die ihr auch Flötz nennet, her. Daher kann man auch ein Land durch selbst unternommene Vermischung verbessern, zum Exempel: einen Acker der zu lettig ist, mit Sand und Mergel; einen andern, der zu sandig ist, mit Leimen u. s. w. Das erkennen wir zum Theil selbst; nur unter einer andern Gestalt. Wir halten nichts von dem steinigten, nassen, schweren und rauhen Erdreich, das sich nach dem Regen zu keinen Ballen drücken lässet, so wie von dem; das sich bei der Nässe im Ackern hinschneidet, und bei der Dürre wie ein Wetzstein wird. Wir halten aber auch nichts von der leichten Erde, die gar nicht bleiben will, sondern bey der Nässe und trockenem Wetter voneinander fällt. Die Ursache, welche ihr oft nicht einsehet, ist darinnen zu suchen: daß die beiden ersten Arten die Dungtheile nicht gerne an sich nehmen und schwer wrggeben, die letzte Erdart

zwar

zwar die Dung leicht an sich nimmt, aber gar nicht hält, und beym beständigen Ausdünsten der Erde zuviel davon von sich läßt. Ein Acker habe nun von Natur die gehörige Mischung der Erdarten oder nicht; er sey also gut oder schlecht, so setzt er sich doch und würde wenig oder mehr hart, mithin zum Fruchttragen untüchtig seyn, wofern er nicht durch Ackern und Eggen zerschnitten und locker gemacht wird. Durch das Lockerseyn wird er in den Stand gestellet, die Dung anzunehmen und wegzugeben, und daß man Frucht hineinsäen und darauf ziehen kann. Zu dem Lockerwerden abertragen, neben dem Ackern und Eggen, Luft, Sonnenschein, Regen, Schnee und Frost auch das ihrige bei, wenn anders der Acker vorhero recht gepflüget worden. Je lockerer nun der Boden durch dieses alles wird; desto mehr wird er zur Fruchtbarkeit bereitet. Nach aller oft wiederholten Erfahrung wird erfordert, daß ein Acker 4 bis 6 Zoll tief gepflüget werden muß, wenn die gehörige

hörige Lockerheit haben soll. Und zwar also: In der Mitte muß er 6 Zoll, und nach den Furchen 4 bis 5 Zoll tief gegriffen werden, damit er in der Mitte erhaben werde und das Wasser ablaufen kann und nicht auf dem Acker stehen bleibe. 4 bis 6 Zoll tiefgepflügtes Land kann mehr Fruchtbarkeit aus der Luft an sich nehmen und in sich halten und läßt die Dung, beym beständigen Ausdünsten der Erde, nicht so leicht verfliegen, als ein solches Land, welches nur 2 oder 3 Zoll tief geackert worden ist. Thut einen Schwamm in ein Gefäß, welches oben offen ist, und stellt diesen Schwamm mit dem offenen Gefäße an einen feuchten Ort hin: nun wird ein grosser Schwamm, der tief in das Gefäß hineingehet, allemal weit mehr Feuchtigkeit an sich ziehen, als ein kleiner und kurzer. Eben so verhält sich ein, durch tiefes Pflügen tieflockerer Acker, gegen einen seicht gepflügten, der nur zwey bis zwey und ein drittel Zoll lockere Erde hat, in Absicht der Dungtheile, die in der

Luft sind. Seichtes, flaches Pflügen der Aecker hindert also ihre Fruchtbarkeit. Das ist aber noch lange der Schaden vom seichten Ackerwerke nicht alle. Es verhindert auch die Frucht im Wachsthum und trägt sehr viel zu ihrem Verderben auf dem Acker bey. Jedes Saamenkorn stösset seine Haupt- und Herzwurzel unter sich heraus, so wie ein Baum, an dem ihr es besser und öfter sehen könnet. Die Hauptwurzel giebt dem Korn die meiste Nahrung, hält sonderlich den Halm aufrecht und ist nicht so vieler Gefahr unterworfen, als die Seitenwurzeln es sind, wenn nemlich jene gerade unter sich, nach der Natur, getrieben werden kann. Bey dem seichten Aeckern und derjenigen Gewohnheit, den Saamen mit zu viel Erde zu bedecken, kommt das Saamenkorn meistens auf den flachen Boden, welcher hart und ungeschlacht und von dem Haupte des Pfluges gleichsam wie geglättet ist. Hier kann es seine Wurzel nicht unter sich ausstossen,

sen, wie seine Natur erfordert; es sucht also das neben ihm liegende Land. Dadurch wird es verhindert, seine Wurzel natürlich auszutreiben und die Nahrung in der Erde ordentlich an sich zu ziehen. Nimmt man dazu: daß noch viele andere Körner neben ihm liegen, deren Wurzel auch auf die Seiten ausstossen müssen und dadurch einander die Nahrung wegnehmen; so wird es handgreiflich, wie sehr das Korn in seinem Wachsthum gehindert wird. Könnten die Wurzeln unter sich treiben; so hätten nun alle Saamenkörner Raum und Nahrung. Seichtes, flaches Pflügen also raubt dem Saamen Nahrung und Raum: das ist wieder ein anderer Schaden davon. Hiezu kommt noch; daß beym seichten Ackern das Wasser auf dem Boden stehen bleibet und faulet, da nun bey seicht gepflügten Aeckern die Wurzeln auf oder nahe am Boden liegen; vermodern und verfaulen sie durch die stehende Nässe, so, daß sich der Saame auf dem Felde sicht-

bahrlich verlieret, oder höchstens nur einen schwachen Halm treibet, der wenig Frucht bringet. Das ist der dritte Nachtheil vom seichten Pflügen. Noch mehr: die Fröste, so wie der Merzenschnee, schaden dem Saamen in seicht gepflügtem Erdreich weit mehr, als in einem tiefgepflügten, weil die Wurzeln desselben nicht tief genug und nur zur Seite liegen: der vierte Schaden! und endlich wuchert das Unkraut, sonderlich die schädlichen Quecken, Deklitz, Bianka, Klapf u. s. g. auf seicht geackerten Feldern ungemein, indem der Wurzel derselben geschonet und darüber mit dem Pfluge blos hingefahren wird. So groß und mannigfaltig ist der Schaden vom seichten Ackern! Freilich ist wohl das für Rindvieh und Schaafe sehr gut, wenn der Acker nach der Erndte mehr einer Wiese, als einem Acker ähnlich siehet und man vor Gras und Unkraut keine Stoppeln wahrnehmen kann. Ob es aber einem solchen Besitzer mehr einträgt, wenn wenig oder gar kein Un=

Unkraut darauf anzutreffen wäre? Das ist eine andere Frage, die er mit vielem Nachtheil beantworten muß. Allen diesen grossen und mannigfaltigen Schäden entgehet derjenige, welcher, nebst andern Vortheilen, auch das beobachtet, daß er den Pflug tief gehen lässet. Ja! .... so schreyen viele, aber nicht nachdenkende Ackerleute: .... durch das tiefe Ackern bekommt man wilde Erde, diese verdirbt das Land weder .... Antwort: wo nicht purer Fels und Stein, untauglicher Kies, oder purer Lett in der Tiefe unter der brauchbaren Erde liegt, da hat man sich vor der wilden Erde gar nicht zu fürchten. Alle baubare Erde war vorhero und im Anfange wild. Man merke nur, daß man im Herbst anfangen müsse, tief, aber schmaal zu ackern, da denn im Winter die obenaufgebrachte wilde Erde ausfrieret und dadurch locker und brauchbar wird. Mit dem tiefen Pflügen aber allein ist es noch nicht ausgemacht. Denn

2. Das breite Ackern ist eben so schädlich. Ich wollte, daß ihr euch diese schädliche Gewohnheit bey eurem Feldbau abgewöhnet! Man findet oft, daß ein Bauersmann dessen Pflug nur mit Kühen oder Ochsen bespannt ist, aus Furcht, sein schwaches Vieh zu entkräften, nicht tief, aber sehr schmal gerissen läßt, bessere Früchte ziehet, als einer, der mit raschen Pferden tief pflügt, aber so breite Furchen dahin leget. Die Ursache ist nicht weit herzuholen. Bei den breiten Furchen werden die Wurzeln des Unkrauts zwar ausgehoben, aber nicht genug zerschnitten! sie liegen dazu auf einer Seite hohl, wodurch Gras und Unkraut immer fortwächset. Die Erde wird beym breiten Ackerwerk nicht klein genug gemacht, durch die darinnsteckende Wurzeln des Unkrauts noch mehr in ihre Festigkeit beysammen gehalten und die Witterung gehindert, daß sie das ihrige, zum Mürbewerden der Erde, nicht beytragen kann. Und dieses muß doch durchaus seyn, wenn

das

das Land die Dung gern einnehmen und gehörig von sich geben, auch der Saame natürlich und tief genug seine Wurzeln treiben und ausarbeiten soll. Aecker aber, die nur Schollen und Klöse, naß und schwer, ... und Furchen, die mit Unkraut durchflochten sind, können gar zu nichts tauglich seyn. Wird hingegen die Furche schmal und tief gerissen; so werden alle Unkrautwurzeln unterfahren, zerschnitten, in die Höhe .... und mit mit einer eisernen Egge, die mit starken langen Zinken versehen ist, leicht aus dem Erdreich herausgebracht, das Vieh beym tiefen und schmalen Pflügen nicht ermüdet, der Boden zart gemacht und dadurch zu Empfang göttlichen Gedeihens und Segens bereitet.

Vom Säesaamen.

In Absicht des Säesaamens begehen viele Landleute in und auser unserm Lande folgende schädliche Fehler. Erstlich nehmen sie denselben nicht

nicht rein genug, wodurch das Unkraut von einem Jahr zum andern mit der Frucht fortgepflanzet und je länger je mehr vermehret wird. Sie nehmen denselben vor das andere auch nicht gut genug. Ein schlechtes mageres Korn kann kein volles und fettes bringen; es hält bei schädlicher Witterung nicht aus und verdirbt, oder artet in Dort aus. Mit dem letztern wollen wir den Naturkündigern nicht widersprechen. Wir wollens annehmen, wie wir die Erfahrung auf dem Lande haben, bis es jemand anders und besser erklärt, wo der Dort herkömmt. Nach unserer Erfahrung sehen wir: daß, wer vielen schlechten Säesaamen ausstreuet, auch vielen Dort unter dem Korn bekömmt, und daß der Dort sich vermehret, je nässer die Witterung das Jahr über ist. Man muß aber mit Reinigung des Saamens auch anders verfahren, als die meisten Landleute zu verfahren gewohnt sind. Den Säesaamen muß man von der geworffelten Frucht vorhin wegnehmen,

men, das weis jeder. Aber da ist er doch noch lange nicht rein genug. Wenn er auch überdieß noch zweimal alleine geworffelt wird; so bleiben dennoch schlechte Körner darunter, die im Worffeln zwischen dem guten stecken und mit diesen forne hingeführet werden. Durch Siebe wird der Saame am besten von allen schlechten Körnern und Unkrautsaamen gereinigt. Man hat zu diesem Behuf Siebe von Holz und Drath. Am besten sind bis jetzt diejenigen befunden worden, welche der Sprenglermeister Wilhelmi in Frankfurt am Mayn verfertigt hat. Wenn es nicht für euch zu weit wäre, sie von dort hierher kommen zu lassen, so wollt ich sie euch vorschlagen. Man könnte sie sonst zu allen Gattungen von Frucht bekommen. .... Ein gutes Saamenkorn treibt allezeit bessere Wurzel, kann die Nahrung im Acker besser an sich ziehen und widersteht aller schädlichen Witterung. Und wie viel ein volles gutes Saamenkorn mehr, als ein schlechtes, eintrage,

davon kann jeder leicht die Probe machen. Man streicht auf einem bereits gesäeten Acker ein Stück die Quere durch mit dem dahin gestreuten Saamen weg, den man auf beyden Seiten wieder austheilt und gleich macht. Dieses Stück besäet man mit dem auserlesensten und besten Saamen, und bedecket solches wieder gehörig mit Erde. Den Ort kann man mit einem Pfahle bezeichnen. Sobald nun der Saame aufgeht, wird man den Vorzug des ganz reinen Saamens vor dem andern gewahr werden; er wird bleiben und vor dem andern weit mehrere Stengel treiben, und nach dem Verhältniß mehr Frucht bringen. Nehmet aus dem Kraut-Salat .... oder andern saamentragenden Stengeln nur den Saamen aus dem Kopf oder Herz heraus; so werdet ihr lauter Häupter von Kraut und Salat bekommen. Das ist der Kunstgriff der Gärtner, den sie so sehr geheim halten. Er gründet sich auf die sichere und oft erprobte Regel: daß nur der beste Saame die be-

ste Frucht erzeuget. Und das geht mit allen Dingen in der Welt so, die sich durch den Saamen oder sonst auf eine andere Weise von einander fortpflanzen. Von der Reinigung des Säesaamens hat man noch überdieß den Vortheil, daß man weniger braucht. .... Ein anderer Fehler bey dem Säesaamen, der noch öfter wie der vorhergehende begangen wird, ist dieser: daß er nicht trocken genug ausgesäet wird. Man drischet insgemein kurz vor der Saatzeit, da das Getraide von der Erndte an schon in der Scheure angezogen hat. Nicht daran zu gedenken, daß viele Körner beym Ausdreschen breit geschlagen und verletzet werden, trägt man den Saamen aus der Scheure auf den Acker und säet ihn feucht darauf. Dadurch geschiehet, daß viele Körner davon in der Erde vermodern müssen, denn die darinn steckende Feuchtigkeit, wenn sie nicht ausdünsten kann, wird faul und das Korn mit; obgleich andere fette Feuchtigkeit, womit der Saame, vor der Saat,

gegen Ungeziefer oder zur Fruchtbarkeit angemacht wird, demselben so wenig nachtheilig ist, daß dadurch vielmehr dessen Gedeyhen befördert wird. Um trockenen Wintersaamen zu erhalten, muß man gleich wie diese Früchte eingetragen werden, dieselben auskloppeln oder vorschlagen. Dadurch springen die besten und dicksten Körner aus den dürren Sichlingen und Garben oder Bünden heraus. Wenn denn nun diese Körner aufgeworffelt und von der schlechtern Frucht abgenommen sind; so breitet man sie nachher dünne auf dem Boden aus, trocknet sie so: und alsdenn reinigt man sie mit dem Siebe. Wie sehr die trockene Säefrucht nützet, siehet man insonderheit an dem Waitzen. Wird dieser naß und feucht gesäet, so bekommt er Brand. Ist er hingegen trocken; und noch besser, ist er gar ein Jahr alt und also recht ausgetroknet; so bekömmt er gar keinen Brand. Wenn man nachdenket; so ist es zum Erstaunen, was vom Säesaamen nur jährlich ver=

verlohren gehet. Ein Saamenkorn treibet 1 bis 10 Halmen in unsern Gegenden; könnt es nicht 30 bis 50 Halmen, wie in andern Gegenden treiben? Eine Kornähre trägt 30 bis 100fältig. Wir wollen, im Durchschlag, nur 60 Körner Frucht von einem Saamenkorn annehmen. Also müßten von einem Vierling 60 Vierling geerndtet werden. Wir erndten aber im Durchschlag nur 5 bis 10 Vierlinge, folglich nur bis den zehnten Theil. Viele Theile Saamen gehen also verlohren. Wo kommen sie hin? Die Tauben und Vögel freſſen dieſe Theile nicht allein. Die bisherigen Fehler des seichten, breiten oft zu wenig und zur Unzeit verrichteten Pflügen: der nicht genug gereinigte und euchte Säesaame, nebst noch andern Fehlern bringen uns darum. Werden aber dieſe Fehler mit den übrigen unterlaſſen; ſo wird zwar immer noch Säesaamen verlohren gehen, als welches ganz zu vermeiden unmöglich iſt; aber wir werden doch keinen ſo ſtarken Verluſt

ha-

haben und nicht selbst Schuld seyn, daß wir so vielen Saamen umsonst ausstreuen.

Von der Säeart.

Bey der Art und Weise zu säen, begehen viele Landleute Fehler. Wenn sie auch wissen, daß eiserne Eggen untauglich sind, den Saamen unterzueggen; so weiß doch selten einer die hölzerne Egge recht zu gebrauchen. Einer spannt das Zugvieh zu nahe daran; ein anderer hebt die Egge hinten zu hoch auf; ein dritter begehet beyde Fehler; und ein vierter reitet wohl gar dabey und beschweret die Egge noch dazu. Durch diese Fehler machet die Egge Furchen, in welche das Saamenkorn hinabfällt. Beym Aufgehen des Saamens stehet er wie in Teichen gestellt, welches mancher für schön hält. Allein er bedenkt nicht, daß die Körner, welche in die von der Egge gezogene Furchen gefallen mit den Wurzeln in einander wachsen, einander die Nahrung nehmen und ver-

verderben. Daher nach dem Aufgehen des Saamens oft so viele gelbe Blätter in solchen Reihen, als Kennzeichen des zu dick stehenden und deswegen verderbenden Saamens. Zwischen den Reihen giebt es breite Gassen, in welchen das Gras und Unkraut mehr Raum einnimmt und zum wachsen hat, als der Saam.e Daher gedeihet dasselbe vorzüglich auf solchen Aeckern, wenn sie ohnehin seicht und breit geackert werden. Dies Unkraut raubt nun dem Saamen die Nahrung, und was daher entstehet kann man oft mit Augen sehen. Man muß suchen, den Saamen, soviel möglich, gleich auf dem Acker zu verbreiten. Man hat deswegen in einigen Länderu Säemaschinen erfunden, deren Gebrauch aber beschwerlich und mehr hinderlich, als förderlich ist. Das beste Mittel, den Säesaamen auf dem Acker gleich auszutheilen, ist: daß der Säemann verständig ist und, so viel möglich, gleich auswirft, und daß man beym Untereggen die Egge lang hinter dem

Vieh

Vieh gleich aufgehen und nicht gerade fortgehen lässet, sondern sie mit dem Seile von hinten, von einer Seite zur andern hin und her ziehet und gleichsam tanzen lässet.

Von der Zeit der Aussaat.

Davon lassen sich keine bestimmte Regeln geben, wornach man sich an jedem Ort richten könnte, sondern nur allgemeine. Sie sind nachstehende:

Die Wintersaat muß überhaupt früh geschehen. Ursache: Der Wintersaame muß trocken untergebracht werden. Wie viel eine in die Nässe gethanene Aussaat schadet, weiß jeder Ackermann, ob er gleich die nächsten Ursachen nicht einsiehet, die darinnen liegen: weil alsdenn von der Nässe der Saame in der Erde modericht wird und fault: weil das Saamenkorn mit seinen zarten Wurzeln in die nasse, klebrigte Erde nicht eindringen und dieselben gehörig ausbreiten kann: weil die in der Nässe herum=

herumgemachte Erde, bey der im Herbste zunehmenden feuchten Witterung, die mit keiner warmen und trockenen im Herbste und Winter mehr wechselt, zu klösigt wird, daß sie sowohl die in ihr steckende als aus der Luft zu empfangende Dung-Kräfte gar nicht gerne und gehörig von sich giebt, welches doch durchaus geschehen muß. Je später man in den Herbst kommt, desto nässer wird insgemein die Witterung. Also muß man überhaupt die Wintersaat früh thun, daß Waitzen und Korn trocken gesäet werden. Eine eigentliche Zeit kann man nicht festsetzen. Man muß sich darnach richten: ob die Gegend warm, oder kalt, oder gemäßigt ist; ob das Land bergicht, sandicht, trocken und hitzig .... oder ob es naß, rauh, schwer und kalt ist. Denn in kältern Gegenden und bey rauhem, schwerem kalten Boden muß man die Wintersaat eher thun, als in solchem, wo die Gegend und der Boden warm, trocken und wohl gar hitzig ist. Das ist es, was man über-

haupt,

haupt, aber auch mit Gewißheit sagen kann. Nach der Verschiedenheit der Gegend und des Erdreichs kann die Saatzeit ganze Monate, aber auch nur einige Wochen verschieden seyn. .... Man handelt in allen Gegenden nach der Wärme oder Kälte der Gegend und des Bodens. .... Man siehet auch, daß die Frühsaat, überhaupt genommen, weit vortheilhafter ist, wie die Spatsaat. Daß, auch bisweilen einmal, die Spatsaat, bey trockenem Wetter im Herbste, wenn vorhero nasses Wetter war, besser geräth, das macht noch keine Regel und ist vielmehr für als gegen uns. Die Einwendung: Die Frühsaat schlägt bei uns nicht ein, man hat es auch probieret, aber unser Korn überwächst sich vor Winter, wird hernach taub und treibt schwache Halmen. Diese Einwendung beruhet auf Fehlern und ist zum Theil ungegründet. Richtig ist es: daß, wenn der Saame vor Winter groß wird, wie aller der Saame thut, der bey Zeiten

gesäet

gesäet wird, ... auf vielen, ja den meisten Aeckern in solchen Gegenden die Frucht nicht so geräth, als wenn später gesäet wird. Das kommt aber von den schlecht gepflügten und magereren Aeckern. Bey der Spatsaat kann das Korn nur keine Wurzeln schlagen, es braucht also vor Winter nicht viel Nahrung. Wird frühe gesäet; so treibet es starcke Wurzeln, die ziehen vielmehr Kräfte aus dem Acker, daher der Saame grösser wird. Ist nun der Acker mager; so gehen, bey früher Saat, zu viel Kräfte vor Winter weg, das Korn hat im Frühjahr und Sommer keinen Nachsatz an Kräften: es muß also schlecht werden und wenig Frucht bringen. Wird nun verhütet, daß das Korn starke Wurzeln schläget, welches durch die spate Saat, durch seichtes Pflügen und Bedeckung des Saamens mit vieler Erde geschieht; so geräth die spätere Saat besser, wie die frühe, und muß besser gerathen .... aber nur auf solchen schlecht gepflügten und magern Aeckern. Es gehet auch hier, wie

bey

bey mehreren Dingen, daß Ein Feh-
ler den andern nothwendig macht.

1.) Je später man säet, nehm-
lich in kältern Gegenden und kälterm
Boden; desto öfter muß man in die
Nässe säen, weil in dem Herbste ins-
gemein feuchte Witterung eintritt, die
sich immer vermehret, und die weni-
gemale mit trockener Witterung,
vielmehr allemal öfter mit Nässe und
Regen wechselt. Was nun alsdann
in das nasse, leimichte Erdreich hin-
gesäet wird, ist schon halb verloren.

2.) Ist die junge Saat dem
Schneckenfras in manchen Gegenden
weit mehr ausgesetzt, als die ältere
und stärckere; an diese macht sich je-
nes schädliche Ungeziefer selten.

3.) Leidet diejenige Saat, so,
wegen des seichten Ackerwerkes und
des späten Säens, keine starke Wur-
zeln, sondern nur geringe Seiten-
wurzeln unter sich getrieben hat, gar
leicht und viel von den Frösten, von

denen

denen sie ausgezogen wird. Fällt nun noch dazu im Merzen Schnee, so wird durch dessen scharfes Salzwasser, welches die Erde erweichet, das Korn mit schwachen Wurzeln gleichsam weggeätzet. Allen diesen Schäden entgehet eine frühe Saat in kältern Gegenden, wenn nehmlich der Acker gut und tief bereitet ist, und das Korn, vor Winter, starke Wurzeln gestossen hat.

* * *

Ableitung der Nässe von ganzen Gewanden, aus ganzen Wiesengründen; Anpflanzung der gemeinen wüstliegenden Grundstücke mit gutem .... oder auch nur wildem Obst .... auch nur Holz abwerfenden Bäume .... und viele andere Umstände mehr, die ihr ein andermal, wenn wir wieder auf diesem Fleck zusammen kommen und davon reden werden, erfahren sollt: .... das sind allgemeine Vortheile, deren Unterlassung der Verbesserung des Ackerbau-

es grosse Hinderniſſe in den Weg leget; ſtehen aber nicht in der Gewalt eines einzeln und gemeinen Mannes, ſie zu bewirken. Die es können, können nichts beſſers und nützlichers thun, als dieſelbigen in ihren Folgen zu überlegen .... und das Glück des Landmanns zu befördern.

* * *

Ihr wollet, daß ich euch jetzo was erzählen ſoll. Und ich hab euchs auch verſprochen. Da muß ich denn auch Wort halten.

Der Schaden, wenn man nicht ſchreiben und leſen kann.

Ein Armer Bauer hatte einen Bruder in der Fremde. Der war ſchon 20. Jahr abweſend, und alle Leute im Dorfe glaubten, er wäre todt, weil er gar nichts von ſich hören lies. Einmal nun war der arme Bauer in der Stadt, und da kam

an

an ihn ein grosser Brief. Aber was sollte er nun mit dem Briefe anfangen, da er nicht lesen und schreiben konnte? Halt, dachte er, der Wirth, bey dem du immer einkehrst, ist ein gescheider Mann, kann Gedrucktes und Geschriebenes lesen, der soll dir den Brief vorlesen. Nun gieng er hin. Als nun der Wirth den Brief eine Weile stille durchgelesen hatte, sagte er zum Bauer: Hört, in dem Brief stehet: euer Bruder in der Fremde wäre todt, und hätte euch eine Erbschaft von 50. Thalern vermacht, aber ihr müßtet sogleich hingehen und das Geld abholen. .... Herr Wirth, sagte der Bauer, wo soll ich denn hingehen und das Geld abholen? Nach Amsterdam, über 100. Meilen von hier, sagte der Wirth, da liegt euer Geld. .... Ey, sagte der Bauer, 100. Meilen hin, hundert Meilen wieder her, ... das sind ja wohl gar 200. Meilen, da kostete mir die Reise ja fast eben so viel, als ich erben soll, und die Erndte ist nah und ich hätte Versäumniß und Schaden

noch

noch oben drein. .... Nachdem sich der Bauer mit dem Wirth noch eine Weile darüber berathschlagte, sprach der Wirth: Hört, gebt ihr mir den Brief und verkauft mir euer Recht daran für 25. Thaler; so könnet ihr hier bleiben, ich wills wagen und schon sehen, wie ich zu Schaden komme. Aber ihr müßt keinem Menschen was von diesem Handel sagen; sonst würde es meine Frau erfahren und sie scheltete mich Tag und Nacht, daß ich immer so viel aufs Ungewisse wage. Wollt ihr das? .... Herzlich gern, antwortete der Bauer .... und der Wirth zahlte ihm seine 25. Thaler dar. Der Bauer bedankte sich, strich sie ein, gieng vergnügt nach Hause und lachte in seinem Herzen den verwegenen Wirth aus. .... Nach vielen Jahren darauf sollte der Wirth, der indeß liederlich gelebt hatte und arm geworden war, sterben. Da bekannte er, mit grosser Angst, auf dem Todenbette, wie er den armen Bauer betrogen hätte. Denn in dem Brief hätte gestanden: „ Wer diesen

Brief

Brief in Amsterdam bey dem und dem Manne vorzeigen würde, dem sollten die 2000. Thaler seines Nachlasses ausgezahlet werden. " .... Und diese hätte er denn auch erhalten, aber liederlich sie durchgebracht.

Wie gut ist es, wer lesen, schreiben und rechnen lernt! Wer es nicht lernt, wie vielmals kann der betrogen werden!

* * *

Die Besserung.

Mein Gevatter Hanns war in seinen jüngern Jahren ein recht zorniger und zänkischer Mensch. Ueber alles fuhr er hitzig auf. Eines Sonntags Morgens will er eben in die Kirche gehen .... und besiehet da zuvor sein schadhaftes Dach und Geschirr, und nahm sichs vor, ehester Tagen es zu bessern. In der Kirche redete der Pfarrer von der Besserung, die ein jeder Mensch nöthig hätte,

und

und wie man oft nachsehen müsse, ob man nichts von schlimmen Gewohnheiten an sich hätte; so wie ein guter Hauswirth oft nach seinem Geräthe sehen müsse, ob es nicht einer Besserung benöthigt sey? Da ward mein Gevatter gerührt. Da dacht er über sich selbst nach und seine zornige und zänkische Gemüthsart fiel ihm sogleich ein. Nach der Predigt, wie die Kirche aus war, gieng er zum Pfarrer, sagte, daß es ihm leid sey im Zorne oft unrecht gethan und manchen beleidigt zu haben, und bat um guten Rath, was er zu thun hätte, um von dieser bösen Gewohnheit los zu werden? Da rieth ihm der verständige Pfarrer: zu seinen Feinden hinzugehen und sich mit ihnen aufrichtig zu versöhnen, hernach alle Tage an den heutigen Vorsatz im Gebete zu denken, und, wo sich ins künftige eine Gelegenheit zum Unwillen zeige, gleich wegzugehen, und den Anfang zu vermeiden. So that ers einige Zeit ehrlich; und ward ein sanfter,

gelassener und friedfertiger Mann, daß ihn jederman gern hatte.

Der einfältige Peter.

Der fleissige Peter, der vorm Jahre gestorben ist, war arm und einfältig aufgewachsen. Die vielen schlechten Predigten, die er immerwährend gehört hatte, hatten ihm einen Widerwillen gegen jeden Unterricht überhaupt beygebracht. Daher war er seit 40 Jahren in keine Kirche gegangen. Einfältig also schon von Natur .... und obendrein ganz ohne Unterricht .... lesen hat er auch nie gelernt .... ward er ein Greis von 65 Jahren. Da gieng, vor seinem Tode, der Pfarrer zu ihm und redete ihm von den trostvollen Aussichten in der Ewigkeit vor. Aber Peter schien daran keinen Glauben zu haben .... Endlich sagte er: Ach! Herr Pfarrer .... ich weis nicht, wie es mit uns Bauern ist, wir müssen immer arbeiten. .... Aber, lieber Peter, sagte der Pfarrer, es giebt da keine sol-

solche Arbeit mehr, die euch beschwerlich seyn könnte; ihr werdet in Abrahams Schoos ruhen, und .... arbeiten .... unterbrach ihn der sterbende Peter .... arbeiten müssen wir gewiß; und wenn es nichts anders giebt, so müssen wir dem lieben Herr Gott donnern helfen.

Das Fischlein an der Angel.

Das kleine Fischlein 'spielet hier
Im fliessenden Bach,
Und hängt, voll lüsterner Begier,
Blos seinen Frenden nach.

Es merket nicht die blut'ge List,
Den freundlichen Feind,
Der desto mehr zu fürchten ist,
Je gütiger er scheint.

Die Ruthe mit der Angel spielt
Schon über ihm hin;
Und voller Raubbegierde schielt
Es blos nach dem Gewinn.

Nun naht es sich — jetzt schnappt es zu.
Was hast du gethan?
Du blutest, armes Fischlein, du?
O bissest du nicht an!

Mich reisse nie, was mir gefällt,
Unprüfend dahin!
Dem Beyspiel lehre mich, die Welt
Und ihre Reizung fliehn.

Bloch=

Zweytes Stück.

Von der Viehzucht.

Da hätten wir nun gar viel mit einander zu reden. Alles kann ich euch nun auf einmal nicht sagen. Doch will ich auch mit Vorsatz das vornehmste davon nicht weglassen.

Weil nun die Pferdezucht doch euch am meisten gefällt; so wollen wir auch zuerst

Die Pferde,

und, wie man sie am besten ziehen kann, betrachten. Das Pferd kommt aus Asien her; und noch jetzo erhalten wir die schönsten Pferde entweder aus Arabien oder aus der Barbarey in Afrika. Vor alten Zeiten hat

man

man sie mehr zum Krieg, als zum Ackerbau gebraucht.

Wie soll nun ein gutes Pferd beschaffen seyn? Alle Pferdverständige kommen darinnen überein: Sein Kopf soll nicht fleischicht, nicht fett, auch nicht zu lang seyn. An den Ohren muß es sehr empfindlich oder kützlich seyn, sich nicht hingreifen lassen, und sie spitzen können. Kauft niemals ein Pferd, welches an den Ohren Narben hat. Man glaubt, daß die so genannten Glasaugen die besten sind, weil diese selten blind werden. Ein schönes Pferd hat einen Schwanenhals; das Vorderroß ist nicht zu hoch, der Rücken ist eben; mit den Vorderfüssen stemmt es gegen die Erde; der Schweif muß ganz haaricht seyn, und es muß ihn, wenn man ihn aufhebt, fest an sich drücken.

Den Schweif des Pferdes laßt dem guten Thiere, wie ihn die Natur wachsen läßt. Es kann sich mit selbigem die Schaamtheile bedecken, und

und sich die Plage der Schmeißthiere vom Leibe schaffen. Es ist natürlich, daß sich bey dem verstümmelten Schweif Bremsen in den Mastdarm setzen, die das Thier nicht wegbringen kann, wenn es sich nicht die Hinterbacken an einem Pfosten wund reibt. Die Engländer hatten diese wunderliche Gewohnheit, den Schweif abzustutzen, erfunden, aber sie kommen nun selber davon ab. Auch taugt das Zöpfeflechten nicht gar viel. Der Staub setzt sich alsdann in den Schweiß des Schwanzes, und daraus entstehen Geschwüre auf der Schwanzriebe, die den ganzen Schweif zu letzt verderben, und die durch kein Arzeneymittel recht zu heilen sind. In der Jugend muß der Schwanz oben, wo er am Rücken sitzt, so wie das ganze Füllen selbst, öfters gewaschen werden, wenn es schön werden soll. Nehmt euch auch für Ziegenböcken in Acht. Einige fressen dem Pferd den Schwanz ab, und das Pferd hält ihm ruhig still. Ueberhaupt sollen alle Haare des

Pferdes, sie mögen nun eine Farbe haben, welche es sey, kurz und glatt seyn, und wenigstens so tief sitzen, daß, wenn das Pferd sich nicht gerade härt, sie sich nicht leicht ausziehen lassen. Die Haare der Pferde aber werden glänzend, und der Leib fleischicht, wenn man, wie in Dännemark geschiehet, den Saamen der stechenden Nesseln sammelt, ihn an der Sonne trocknet, zu Pulver stößt und ihnen eine Hand voll in den Haber thut.

Auf den Huf des Pferds müsset ihr auch sehr wohl bey dem Einkauf sehen und ihn auch nachher zu schonen wissen. Wenn er mehr, als eine Farbe hat, so ist er gewiß schlecht. Je schwärzer er ist, desto dauerhafter. Das Pferd muß ganz darauf treten können. Laßt es nicht immer in der Nässe, in seinem eigenen Urin, stehen, das verdirbt den besten Huf. Hütet euch, daß er nicht einmal spaltet. Ein ganz gespaltner Huf kann wohl mit Wagensalbe über=

überschmieret, aber niemals wieder geheilet werden. Das Füllen muß beschlagen werden, so bald der Huf ganz gebildet ist, sonst wächst er immer weiter und unregelmässig fort. Das Hufeisen muß dem Fuß des Thieres völlig so anpassend seyn, wie ein Schuh am Fuß des Menschen. Der Schmidt ist eigensinnig, wenn er noch immer den Huf beym Beschlagen brennt. Dadurch werden die Blutgefässe, aus welchen der Huf immer nachwachsen soll, zerstört; es ist genug, wenn er die alten Späne, so weit sie verwelkt und verdorret sind, herab raspelt. Daß er beym Aufschlagen des Eisens die Nägel nicht zu tief hineintreiben darf, ist bekannt.

Das Striegeln, Putzen, Waschen und Schwemmen der Pferde ist ihrer Gesundheit sehr zuträglich. Dahero solltet ihr, liebe Nachbarn, auch bey euren Pferden, wenn ihr sie gleich nicht, wie die grossen Herren, zur Pracht haltet, diese

Mühe nicht scheuen. Die Thiere werden dadurch von dem fressenden Staub befreyt. Und gerade das Pferd ist das Thier, welches sich selbst gefällt, wenn es gepuzt da steht und seine Spiegel weit wegwerfen kann. Es ist aber besser, wenn das Striegeln und Bürsten vor dem Stall, als im Stall, geschiehet. Viele vergessen auch, das dicke sitzende Haar an den unten sitzenden Gelenken auszukämmen. Es ist gut, wenn ihr das Pferd mit einer leichten wollenen Decke bedecket, so bald es vom Schweiß zurückkömmt und ihr ihm das Geschirr abnehmt. Dadurch wird es nicht verkältet und bleibt in der Ausdünstung, die die Natur erfordert. Auch ists gut, wenn ihr das Pferd auf Holz, Dielen oder Brettern stehen lasset, und nicht auf Pflastersteinen, und wenn ihr zugleich den Boden des Stalls so einrichtet, daß das Pferd etwas höher steht, und sein Urin von sich selber abfliessen kann. Auch muß der Stall frische und gesunde Luft haben. Darum

sind

sind die Waldthiere so gesund, munter und frisch, weil sie beständig die freye Luft geniessen und ihre eigene Dämpfe nie beysammen bleiben. Man hat es gerne, wenn die Pferde weit vom Stall der Schweine und der Gänse stehen. Denn aus diesen Oertern kommt, besonders am frühen Morgen, ein häßlicher Gestank. Die Hühner müssen auch nicht zu den Pferdekrippen kommen. Sie lassen ihren Koth und Federn darinnen zurück. Eben so ist es eine unerträgliche Faulheit, wenn der Stallknecht mehr als acht Tage hingehen lässet, ehe er den Mist aus dem Stalle zieht. Müssen dann die Füsse nicht krank werden? Ists möglich, daß die Pferde gesund und stark bleiben, wenn sie nichts anders, als faule, scharfe und widrige Dünste einsaugen? .... Der Pferdemist ist übrigens hitzig, daher braucht man ihn in Mistbeeten, und wo man etwas schnell treiben will.

Die natürliche und beste Farbe des Pferdes scheint die schwarzbräunlichte zu seyn; alle andere Farben können zwar dem Liebhaber gefallen; aber eigentlich sind sie nur erblich geworden, besonders die weise und die gefleckte.

Eine steinerne Krippe ist dem Thiere gesünder, als eine hölzerne. Stecket denen jungen Pferden auch noch auf die Nacht Heu in die Raufe, damit ihr ihnen von Jugend auf das Krippenbeissen abgewöhnet. Zuweilen muß man etwas Salz über das Futter streuen, es ist ein Verwahrungsmittel gegen Krankheiten. Nehmt euch in Acht, wenn ihr euer Pferd in fremde Ställe stellen müsset. Ein betrügerischer Wirth darf nur den kleinsten Zweig von der Vogelkirsche, deren Blüthe prächtig ist und deren Geruch sich sehr lange erhält, in einem Haufen Heu verstecken, so rührt das Pferd das Heu nicht an. Eben so hat die Gewinnsucht und Bosheit ein Mittel erfunden, dem

hung-

hungrigsten Pferde das Freſſen zu verwehren, wenn man ihm nehmlich die Zähne mit Talg, Seife ꝛc. beſtreicht. Iſt das geſchehen, ſo müſſet ihr nur wieder mit Salz abreiben.

Eine der ſchwerſten Fragen im Handel und Wandel und ſonderlich beym Pferdekauf iſt: wie ſoll man das Alter des Thieres erkennen? Die natürliche Regel iſt, daß das Pferd 40 Zähne haben ſoll; daß es neben den ſechs Rapp = oder Vorderzähnen in jedem Kinnbacken zween Eckzähne haben ſoll; daß es aber dieſe letzte, die kurz, dünne und ſpitzig ſind, erſt im vierten, ſelten im dritten Jahre, bekommt; daß vom dritten bis zum fünften Jahre alle Rappezähne nach und nach ausfallen, welches man das Schieben nennt; daß aber nach den Milchzähnen immer wieder andere nachwachſen, die man an ihrer gelblichten Farbe und an den Gruben, die ſie oben haben, erkennet, da hingegen die erſten Zähne weiß, kürzer und

ausgerundeter sind. Nun ist aber der Betrug unerschöpflich, und man giebt den Pferdezähnen bald ein älteres, bald ein jüngeres Ansehen. Man feilt an den Hacken, wenigstens aussen, wo man zukommen kann; oder man schlägt sie dem Pferd ganz aus dem Maul, wenn man es noch für jung verkaufen will. Man macht öfters den Pferden in die Gruben der Zähne den Kern, oder die schwarzen Flecken nach, die sie insgemein haben, aber nur bis in ein gewisses Alter. Wenn die Pferde schieben, müßt ihr sie besonders schonen, denn sonst werden sie um diese Zeit leicht blind. Das höchste Alter, das ein Pferd erreichen kann, ist etwa dreyßig Jahr.

Eigentlich ist der Hengst vor dem fünften Jahr ausgewachsen. Doch läßt man ihn schon im dritten und vierten Jahr vierjährige Stutten bespringen; aber er erschöpft sich desto eher, je früher man ihm das Bespringen verstattet. Je besser sich die

Stutte

Stutte zum Hengst in Absicht der Grösse schicket, desto stärkere Fohlen dürft ihr erwarten. Die beste Zeit ist vom Merz bis in Maymonat; und es ist gut, wenn nach 290 Tagen das Fohlen nicht zu lange mit dürrem Heu gefüttert werden muß, oder auch, ehe der Winter kommt, schon einige Stärke erhalten hat. Der Zuchthengst muß freylich gut gewählet seyn; er muß aber auch um selbige Zeit wohl gehalten werden; doch schadet ihm leichte Arbeit nicht. Es ist eine alte und schädliche Grille, daß man die Stutte gleich nach einer fruchtbaren Paarung mit kaltem Wasser erschrecken müsse. Ist die Stutte trächtig; so darf sie nicht geschlagen, gestossen und gejagt werden. Gebt insbesondere bey jedem trächtigen Thier darauf Acht, daß es das erstemal nicht verwirft. Es geschiehet sonst hernach fast immer. Alle vierfüßige Thiere legen sich zum Gebähren nieder, die Stutte allein wirft stehend, und ihr Fohlen bringt auch, gegen die Natur anderer Thie-

re, auf der Zunge ein dickes, schwarz=
blaues Wesen mit auf die Welt, das
ihm herabgerissen werden muß, und
das sehr unschicklich den Namen
Milz erhalten hat. Es ist gut für
die Stutte, wenn ihr sie alsdann im
dunkeln Stall vor kalter Luft be=
wahrt. Wenn sie keine Milch hat,
könnet ihr das Fohlen auch an einer
andern Stutte saugen lassen, oder es
mit Ziegenmilch oder auch Kuhmilch
erziehen lassen. Wollt ihr ein schö=
nes Füllen haben; so haltet es von
Jugend auf sehr reinlich, und wascht
ihm alle Morgen mit kaltem Wasser
Augen, Schläfe und Knie. Sie
saugen gerne sechs bis sieben Wo=
chen; aber nach den ersten vierzehn
Tagen kann die Stutte schon wieder
zur Arbeit angehalten und das Foh=
len nach und nach zum grünen Fut=
ter gewöhnt werden. Bey uns wer=
den die meisten jungen Pferde ver=
schnitten, weil man meinet, daß man
sie sonst nicht anders, als mit gros=
ser Mühe, regieren und mit vieler Ge=
fahr brauchen könne. Das Mittel

ist

ist äusserst schmerzhaft, unnatürlich und ist ein gewaltiger Eingriff, den wir in die natürlichen Rechte der Thiere thun, und nimmt dem Pferde selbst allen Muth und alle Kraft zum Ausdauern. Merkwürdig ist es, daß gerade in Arabien, wo die Pferdezucht aufs höchste getrieben wird, diese seltsame Gewohnheit des Europäers gänzlich unbekannt ist, und von den Arabern verlacht wird.

Vom Naturell des Pferdes will ich euch nur kurz sagen, daß es durch einen frühen und der Sache angemessenen Unterricht das lenksamste und geschickteste Thier werden kann. Aber eben diese gute Anlagen des Pferdes können auch eben so schnell verdorben werden, wenn es nicht von Jugend auf gebändiget und im Zaum gehalten wird. Es gewöhnt sich das in die Höhe steigen, das Beissen, das Ausschlagen, das Stutzigwerden u. s. w. an, wenn es seinen Reiter nicht fühlt und seinem Willen folgen darf. Doch verdient

es

es wegen dem Widerstand, den es manchen Orten, wo es vorbeylaufen soll, öfters blicken lässet, noch am meisten Entschuldigung. Und da richtet man mit sanftem Streicheln und liebreichem Wesen weit mehr aus, als mit Schärfe. Sein scharfer Geruch entdeckt oft einen ihm unangenehm riechenden Körper an einer Stelle, wo sein Reiter oder Führer nichts siehet und riechet, und diese widrige Empfindung auf seine Nerven reizt das Thier und bringt es oft beynahe in Wuth. Und da ist der einzige Grund, warum es oft an Schindangern, Richtplätzen, faulen Wassergräben u. d. gl. nicht ohne Schnauben und Schwitzen vorübergeht. Es ist bey Thieren von scharfen Sinnen alles sehr natürlich, ihr sollt dieserwegen nicht von abergläubischen Meinungen euch hinreissen lassen.

Die Krankheiten dieses Thiers sind zu mannichfaltig, als daß man sie auf einmal beschreiben könnte. Nur den Strengel und

den

den Rotz dieser Thiere laßt euch erklären. Ihr wißt, das Pferd kann nicht saufen, ohne zugleich die Nase in das kalte Wasser zu stecken. Da ist es denn unvermeidlich, daß nicht auch die innere Nasenhaut, die mit Nerven und Blutgefässen durchwachsen ist, vom Wasser berührt und erkältet werde. Daraus entsteht eine Entzündung, ein Schnupfen, eine unterdrückte Ausdünstung, aufgeschwollne Adern am Kopf, ein Fieber, ein schleimichter Ausfluß aus der Nase; und das alles kann freylich, wenn es lange anhält, immer gefährlich seyn. Auch kann jede Veränderung der Luft im Herbst und Frühjahr diese Verstopfung der Gefässe in der Nase nach sich ziehen. Man mache ihnen alsdann nur eine gemäßigte Bewegung, gebe ihnen weniger Futter, aber mehr Wasser und bewahre sie vor aller Zugluft. Auch muß man das Wasser zum Trinken des Viehes nicht allzukalt ihm geben. Viele Landwirthe billigen es überhaupt, wenn dem Vieh

sein

sein Wasser in den Stall getragen wird. Insgemein verliert sich der erste Anfall dieser Krankheit nach wenigen Tagen wieder; wenn aber die Entzündung überhand nimmt, müßt ihr den Arzt um Rath fragen.

Das Rindvieh.

Das Geschlecht der Ochsen und Kühe kam vermuthlich durch die ersten Kaufleute aus Asien zu uns. Nun sind sie überall zu finden, und in Polen und Preußen giebts auch wilde Ochsen, oder Auerochsen, die sich mit den zahmen freywillig fortpflanzen.

An den Zähnen des Rindviehs kann man ihr Alter erkennen. Da der Ochs Hörner hat, so hat er in der obern Kinnlade keine Zähne. In der untern bringt er acht Schneide- oder Vorderzähne mit auf die Welt; diese Milchzähne fangen im zehenden Monat an auszufallen: zuerst verliert das Kalb die vier in der

Mit-

Mitte .... und nach drey Jahren sind alle Vorderzähne neu. Wir finden das bey der Kuh, wie beym Stier; und diese Kennzeichen sind sicherer, als alles andere, was man an den Ringen der Hörner sehen will. Es ist auch nicht schwer, die zweyten Zähne von den ersten zu unterscheiden. Jene sind breiter, aber nicht mehr schön und weiß. Ueberhaupt gilt die Regel fast durchgängig: Je ungleicher, schwärzer und abgeschliffener die Zähne sind, desto älter ist das Thier. Aber auch dieß sollte eine Regel für euch seyn, daß ihr das Thier nicht zu früh zur Arbeit anhaltet, weil ihr es dadurch für sein ganzes Leben schwächt. Gut ist es, wenn ihr sie in der Jugend gewöhnet, euch zuweilen ein Stück Brod aus der Hand zu nehmen, damit man ihnen im Nothfall auf diese Art eine Arzeney beybringen kann. Müssen sie bey starken Winden arbeiten, so werden sie davon leicht krank. Ziehen sie im Regenwetter am Joch, so wird der Hals oft roth davon. Alsdann

dann schmieret die Stelle mit altem Butter und lasset das Thier einige Tage ruhen. Ihr solltet ferner nicht mehr Vieh halten, als ihr wohl füttern könnet. Und oft fehlt ihr auch darinn, daß ihr das Vieh zu lange behaltet. Wenn der Ochs zu alt bey euch wird; so leidet das Feld darunter, das ihr durch seine Hülfe pflügen wollt. Verständige Landwirthe meinen, ihr solltet das Rindvieh nicht über 6. Jahre behalten. Selten trägt eine Kuh mehr, als 10. Kälber.

Was ich euch beym Pferd gesagt habe, das gilt auch von der Fortpflanzung des Rindviehes. Wenn ihr diese Thiere unter dem dritten Jahre sich paaren lasset; so verschlimmert ihr dadurch die Zucht. Der Bullochse erschöpft sich, wenn man ihm das Bespringen täglich mehr, als zweymal, erlaubet. Richtet es so ein, daß ein Theil eurer Kühe im Sommer, und der andere im Winter Milch giebt. Sie tragen, wie euch bekannt ist, fast 40.

Wochen; und darnach könnet ihr euch im Belegen der Kuh richten, daß eine im Hornung und die andere im Blüthenmonat belegt wird. Leidet es durchaus nicht, daß man die Kuh durch allerley Mittel erst hitzig oder wollüstig machen will. Wenn das Vieh gesund ist; so regt sich die Natur von selbst. Die Kühe werden, wenn ihre Zeit ist, unruhig, blöcken, geben wenig Milch und wollen sogar auf andere Kühe springen. Zum Ueberfluß will ich auch noch erinnern, daß ihr die trächtige Kuh mit Schlägen verschonen müßt, weil sie sonst leicht wirft. Wenn ihr auch nicht sehr gute Nahrung geben könnet; so müßt ihr dennoch 7. Monate nach ihrer Empfängniß aufhören, sie auszumelken, weil alsdann das Thier alle seine Säfte für das Junge in Mutterleib nöthig hat. Nach dem Werfen laßt ihr die Mutter ihr Kalb selber ablecken, das dient ihm sehr zur Gesundheit. Wenn etwa unter euch die Gewohnheit eingeführt ist, der Kuh nach dem Werfen eine

Weinsuppe zu kochen; so lasset das nach und nach abgehen. Geistige Getränke sind nicht gesund für die Thiere. Rührt lieber eine Hand voll Roggenmehl, damit es sich nicht klümpert, in lauem Wasser an, und gebt das der Kuh. Und alles, was ihr weiter thun könnet, ist: daß ihr der Kuh zuweilen das Euter mit kaltem Wasser abwaschet, damit da keine Milchknoten, Geschwüre oder Verhärtungen und Stockungen der Säfte entstehen. Wenn unter der Arbeit beym Kalben der Kuh auch der Mastdarm mit herausgetrieben wird; so müsset ihr diesen Mastdarm wieder sachte hineindrücken; und in einem alten Hausbuch wird gerathen, daß man in diesem Fall Wollkraut, (Königskerz,) Himmelbrandt, Heusaamen, Haber und Hopfen mit einander kochen und es etlichemal warm auf diesen Ort auflegen soll.

Alsdann kommt es darauf an, ob ihr das Stier- oder Kuhkalb zur Zucht,

Zucht, oder nur zur kurzen Mastung und zum Verkauf aufziehen wollt. Soll das Kalb bald verkauft, oder in der Haushaltung geessen werden; so laßt es bey der Mutter stehen. Laßt es an ihr saugen, bis ihr es stechen wollt, und dazu müßt ihr doch wenigstens 4. bis 5. Wochen abwarten, weil sonst das Fleisch des jungen Kalbs ungesund und unschmackhaft ist. Gut ist es auch, wenn ihr selber die Kuh melket und einen Theil der Milch dem Kalb zu saufen gebt. Denn man weiß aus Erfahrung, daß ein schwaches Kalb die Mutter nicht genug, und ein starkes sie zu sehr aussaugt. Auf eine gute Milchkuh müsset ihr aber alle mögliche Sorgfalt wenden. Braucht das Kalb viel; so kocht ihm Brodkrumen in süsser Milch, und mästet es damit.

Soll nun aber das Kalb zur Zucht aufgezogen werden; so laßt es etwa 4. bis 5. Wochen saugen; und schon während dieser Zeit gewöhnt es an grünes Futter, an Heu,

an geschnittenes Gerstenstroh, oder an Haber und Gerstenschrot. Da, wo man Buchwaitzen hat, giebt man ihnen auch diese Gräze. Bekommt das Kalb während dem Säugen kleine Schwämmchen auf der Zunge, wie sie oft auch unsere Kinder bekommen, und dadurch am Milchsaugen gehindert werden; so wascht ihm nur allemal nach etlichen Tagen das Maul, die Lippen und die Zunge mit etwas Salz, das in Essig aufgelöset worden ist. Beym Entwöhnen stellt Mutter und Kalb so weit von einander, daß sie einander nicht mehr hören; denn sonst leidet die Gesundheit der Mutter und des Kalbs darunter. Es war einmal ein kluger deutscher Landwirth, der verkaufte alle seine Kälber ganz jung; und kaufte dafür lauter jährige nnd gesunde Kälber wieder ein; und bey dieser Einrichtung hat er sich sehr wohl befunden.

Wir haben noch die Gewohnheit, unser Vieh auf die Weide oder Moos und auf die Alpen

zu

zu treiben. Diese Gewohnheit ist gar nicht gut. Weit vortheilhafter wäre es, wenn wir die gemeinen Weideplätze austheilten, sie in ordentliche Wiesen verwandelten und dagegen die Stallfütterung einführten. Eine Menge Gründe, unzählige Erfahrungen, ganze Königreiche und die einsichtsvollsten Güterbesitzer sprechen alle für die Stallfütterung. Und ihr würdet gewiß ebenfalls davon den Nutzen einsehen, so bald ihr eure ganze Haushaltung so umgeändert hättet, daß ihr Futter genug zur Stallfütterung sammeln könnet. Denn das werdet ihr mir doch nicht läugnen, daß ihr, so lange das Vieh auf der Weide gehet, zwar einen beträchtlichen Theil von seinem täglichen Auswurf verlieret? Zu diesem Verlust am Dünger kommt die unläugbare Erfahrung, daß die weidenden Thiere die Wiese selbst verderben, indem sie darauf herumspringen. Sie treten manche Stelle in den Boden, besonders, nachdem sie vorhero vom Regen tief erweicht

worden ist. Kann es anders seyn, als daß in solchen Löchern nachher die Graswurzeln verfaulen müssen? An andern Plätzen verdirbt der Unflath der Thiere manche gute Stelle, die vorher frisches Gras getragen hat. Der Koth der Heerde ist freylich gute Düngung; aber wenn zuviel von dieser fetten Materie auf Einen Ort kommt und da liegen bleibt; so wird dadurch die Stelle nothwendig ausgebrannt, und die Graswurzeln müssen endlich absterben. Wir könnten solche gelbe, versengte, ausgetrocknete Stellen in Menge auf jeder Weide finden. Nehmt dazu, daß auf solchen schon lange betriebenen, hart getretenen und zum Theil verbrannten Wiesen wenig gutes Gras zu erwarten ist und die Heerde nicht genug Nahrung finden kann. Daher kommts, daß unser Vieh immer dürrer heimkommt, als es hinausgetrieben wurde. Das Gras, das hier wächst, ist insgemein trocken, wie Flachs, stenglicht, wie Holz. Wenn auch Wasser auf dergleichen Plätzen

stehen bleibt; so leitet es niemand ab; daher muß das Futter nothwendig sauer werden. Denn die Sachen, so einer ganzen Gemeinde gehören, werden insgemein am schlechtesten besorgt. Und was hilft uns auch das bischen Math, daß wir nachher darauf machen? Ehe das Gras blühen und seinen Saamen verstreuen konnte, ist es ja schon vom Vieh abgefressen. Und wo irgendwo ein junges Gräschen hervorsprießt, war ja schon die Zunge des Rindviehs da, die es von der Erde wegleckte. Die ganze Math ist nicht so viel werth, als die Zeit, die wir darauf wenden. Von diesen gemeinen Weideplätzen würden wir weit grössern Nutzen erhalten, wenn wir sie in ordentliche Wiesen austheilten. Streuet guten Heusaamen auf diese Plätze und seyd für die Wässerung und Reinigung derselben besorgt. Dann könnet ihr von dem grössern Vorrath von Futter das Vieh gut füttern, oder mehr Vieh halten; und weil es im Stall bleibt, so geht euch auch kein Dün-

ger verloren, der Acker wird besser gedüngt und die Erndte fällt reichlicher aus. So ists in Sachsen, in der Pfalz, und an vielen Orten. Das Vieh ist auch alsdann nicht immer in Gefahr, krank zu werden, indem es, da es Tag und Nacht draussen liegt, zu unrechter Zeit allerley Gras, wo giftiger Thau darauf ist, frißt. Ihr verlieret dann nicht einen Tropfen Wasser, nicht ein Loth von dem für eure Felder so nützlichen Mist der Thiere. Selbst zur Verhütung der Rindviehseuche, sie mag nun entstehen, woher es sey, scheint die Stallfütterung vortheilhafter zu seyn. In der Schweiz und Holland, wo das Vieh den größten Theil des Jahrs auf den Weideplätzen ist, da hört das Viehsterben fast nie auf. Man verlangt aber deswegen nicht, daß euer Vieh immer im Stalle bleiben und sich gar keine Bewegung machen soll. Laßt es vielmehr immer von Zeit zu Zeit aus den Stallungen und in einem grossen Hof herumspringen. Das ist beson-

ders

ders zum Bespringen und Belegen der Kühe und Stutten nöthig, wobey das Thier von allem Zwang frey gesprochen werden muß, wenn anders das Junge, so erzeuget wird, kein Krüppel seyn soll.

Aber freylich sind unsere Ställe fast alle zu klein, zu enge, zu niedrig, zu dumpficht. Ihr solltet die Stallungen der Holländer, Frießländer ꝛc. sehen, wie reinlich, wie sauber, wie helle sie sind. Wenn ihr also euer Vieh im Stalle behalten wollt; so müßt ihr freylich zuerst eine bessere und gesundere Wohnung für dasselbe bauen. Aber alsdann solltet ihr auch sehen, wie schön, wie munter und frisch euer Vieh sich dabey befinden wird. Auch müsset ihr ihm nicht mehr Heu vorwerfen, als es gerade frißt; weil es das nicht mehr frißt, was einmal von seinem Athem durchdrungen und erwärmt worden ist. Wendet zuweilen etwas Geld daran, und streuet dem Vieh Salz auf das Futter. Alle Thiere

fressen es gerne. Es vermehrt den Geschmack, und ist ein Verwahrungsmittel gegen viele Krankheiten. Am Stroh zum Unterstreuen müßt ihr es auch nie fehlen lassen. Je trockner euer Vieh steht und liegt, je gesünder bleibt es. In Graubündten haben die Leute eine wahre Liebe zum Vieh, und wenden alles auf, es reinlich zu halten. So bald die Kuh in Stall kommt, binden sie ihr den Schwanz mit Bindfaden in die Höhe, daß sie ihn zwar frey bewegen, aber doch nicht wüste machen kann im Niederlegen. Aber dort gilt auch eine Kuh zehn bis vierzehn Louisd'ors, und ein sechs Wochen altes Kalb wird oft mit siebzehn Gulden bezahlt. Auch sollte man die Ochsen striegeln, besonders aber ihnen den Staub von den Füssen waschen, damit sie desto besser ausdünsten können. In Holland reibt man das Vieh, sonderlich das Junge, alle Morgen wenigstens, mit einem nassen Strohwisch ab, das hilft sehr zur Gesundheit. Weil die Thiere, sonderlich

die

die Wiederkäuenden, gern an einander lecken, und gar leicht durch die rauhe Zunge die Haare am andern losreissen und hernach hinabschlucken; so ist es gut, wenn ihr zwey Stücke Rindvieh, besonders in der Jugend, wo sie sich leicht etwas angewöhnen können, so weit von einander stellt und die Halfter darnach abmesset, daß sie einander nicht erreichen können. Denn diese verschluckte Haare werden nicht verdaut, sie ballen sich im Magen zusammen, eine Menge Schleim und halbverdauter Speisen bleibt dazwischen sitzen; nach und nach werden sie hart, rund, bekommen eine dicke, oft schwarzgelbe Rinde, und können, wenn sie immer grösser werden, den Speisen den Ausgang aus dem Magen versperren, die Verdauung hindern und somit das Thier ungesund machen. Man findet sie, beym Schlachten, gar oft im ersten Magen der Ochsen und Kühe; man nennt sie Haarballen, Haarkugeln. Man trieb ehedem entsetzlichen Aberglauben

ben damit und hielt es für Hexerey und brachte manche ehrliche Person darunter in Verdacht. Nun wisset ihr aber, daß es natürlich zugehet und es nichts anders, als Haare und Koth ist. Das Mittel, den Rücken oder die Stellen, wo das Vieh einander erreichen kann, mit Mist zu bestreichen, ist unsauber und ungesund. Entfernet diejenigen lieber voneinander, die dergleichen thun, oder schlaget sie etlichemal empfindlich auf die Schnautze. Wenn sie in der Galle glänzende Steine bekommen; so ist das nichts anders, als verhärtete Galle. Werden sie groß und zahlreich, so verstopfen sie freylich den Zufluß der Galle in die Gedärme, und das Thier kränkelt, weil es nicht verdauen kann. Wenn ihr das merket; so eilt lieber mit dem Vieh zum Schlachten, denn dagegen weiß die menschliche Kunst kein Mittel. Fehlt dem Thier dabey sonst nichts; so ist Haut und Fleisch gesund und ihr könnt beydes, ohne Furcht, brauchen.

Das

Das Wiederkäuen beym Rindvieh kommt daher: Weil diese Thiere, wie auch Schaafe und Ziegen, in der obern Kinnlade keine Zähne haben; so können sie die Speisen durch das erste Kauen und Zermalmen nicht genug verkleinern. Daher hat ihnen der Schöpfer gleichsam vier Mägen, oder in dem ersten Magen vier Abtheilungen und damit das Vermögen gegeben, die erst nur grob zerstückte Speise aus dem zweyten Magen wieder in den Schlund und unter die Zähne zu bringen, damit sie sie da noch einmal zerstücken und noch besser mit Speichel vermischen können. Sobald dahero diese Thiere in Ruhe sind, fangen sie diese wiederholte Arbeit an. Das Thier wiederkäuet, so lange es gesund ist. Sobald es krank wird, hört diese natürliche Arbeit auf. Auf diese Art bekömmt das Thier den vollkommsten Geschmack von seinen Speisen. Und daher kommt es auch, daß im Auswurf der wiederkäuenden Thiere alles so ganz aufgelöset und zerstückt ist.

ist, daß ihnen selten, so lange sie wenigstens nicht am Wiederkäuen gehindert werden, ein unverdautes Saamenkorn abgeht. Deswegen ist auch beym Dünger der wiederkäuenden Thiere viel weniger, als beym Mist der Pferde, zu besorgen, daß durch ihn fremde Körner oder Unkrautsaame auf den Acker gebracht werden. Dies Wiederkäuen befördert auch insbesondere das Fettwerden der Ochsen alsdann, wenn man sie mit Mehl, Oelkuchen, Rüben ꝛc. mästet. Man stellt sie alsdann freylich in Ruhe; doch ist es auch dem Mastochsen gut, wenn man ihm zuweilen Bewegung machen lässet.

Wenn ihr um der Milch, um des Butters und Käses willen Kühe haltet; so kaufet keine gar zu hochbeinichte Kuh. Es ist manches in der Natur wahr, wenn wir es gleich nicht erklären können; und so auch dies. Hochbeinigte Kühe, wenn sie viel Milch und daraus gute Butter und Käse geben sollen, hat man nicht gerne.

Man-

Manche wollen sich gar nicht melken lassen, und sind in der Jugend verdorben worden. Oft hat die Kuh Unarten an sich, zum Beyspiel, sie ist stössig gegen andere. Auf das alles müßt ihr beym Einkauf sehen. Auf die Farbe kommt wenig an. Doch ist die dunkelbraune, weil sie der Farbe der wilden Ochsen am nächsten kommt, immer die beste. Man hat beym Futter der Milchküh allerley vorgeschlagen, das die Milch vermehren soll. Ein berühmter Hauswirth in Deutschland meint: man sollte überall zwischen Pfingsten und Johannstag den grossen, schwarzen Rettig stark bauen, ihn abwaschen, mit dem Stoßeisen grob zerstossen und ihn so zerstückelt den Kühen vorwerfen. Sie fressen ihn gerne; und als ein salziges Futter verdient er schon Achtung, daß man die Probe damit mache. Und auch das viele Wasser, das die Kuh auf diese Art bekommt, vermehrt die Milch zum erstaunen. Eine Milchkuh muß überhaupt viel Wasser bekommen. In Holland

mähet man auch die gemeinen Nesseln ab, stößt sie klein, und man will den Nutzen davon an der Milch spüren. Auch klein gestampfte Rüben und gestossener Kohl sind zu der Absicht sehr gut. Sie vermehren die Milch bey Kühen so sehr, daß sie zulezt ganz mager werden. Vom Laube der Hülsenfrüchte, besonders der Vitsbohnen, ist es bekannt, daß es der Bereitung der Milch im Leibe der Kuh schadet. Je öfter ihr die Kuh melket, desto mehr bekommt ihr Milch. Denn jemehr man im thierischen Körper den Zufluß der Säfte an einen gewissen Ort hinbefördert, desto stärker fliessen sie dahin. Melkt also immerhin des Tags dreymal. Dadurch werdet ihr die Natur der Kühe gewöhnen, immer mehr Milch abzusondern, weil die Gefässe im Euter immer mehr eröffnet werden. Es ist auch deswegen nöthig, das Melken dreymal am Tage vorzunehmen, weil manche Kuh sonst von sich selber die Milch aus dem Euter weglaufen lässet. Sie thut das nehmlich, so oft sie die Milch

im

im Euter brennt und reizt. Und sie muß im Euter scharf oder sauer werden, so bald sie, zumal im Sommer bei grosser Hitze, lange im Euter bleibt. Wenn sie nun im Euter zerrinnt; so entstehet daraus eine Entzündung; davon werden die Gefässe angegriffen, und daher mag es kommen, daß zulezt aus einigen Strichen oder Zitzen keine Milch mehr herausgepreßt werden kann. Denn dieser Umstand ist von einem Fehler in der Bildung der Warze: wenn nämlich die Gefässe von Natur zu eng sind, wodurch die Kuh nothwendig hartmelkicht werden muß, sehr verschieden. Der Holländer trägt eine genaue Sorgfalt für das Euter der Milchkühe; er wäscht, reinigt und bürstet es, und dadurch erhält er es immer offen und geschmeidig. Das Betragen der Milchmagd hat auch viel Einfluß auf die Kuh beym Melken. Das Ausmelken ist an sich jedem Thier angenehm. Die warme Milch verursacht, indem sie durch die Gefässe sachte herabfliesset, eine kützeln-

Bayerische Staatsbibliothek

de Empfindung. Daher leiden es die Kühe gerne, wenn man sie nur dabey nicht schlägt, sondern mit Vernunft und Güte behandelt. Eine Hand mag freylich das Thier oft empfindlich drücken, als die andere, daher kommt es, daß sich manche Kuh von fremden Personen gar nicht will melken lassen und nur immer derjenigen Magd still halten will, an welche sie gewöhnt ist. Ihr müsset das aber, so lange ihr wenigstens noch sichere und treue Dienstmägde habt, nicht aufkommen lassen. Das Euter der Kuh entzündet sich leicht. Da müßt ihr nun alles Scharfe und Salzigte weglassen. Nehmet frische, uneingesalzene Butter und schmiert damit das Euter; so wird die Spannung in der Haut nachlassen. Ist aber das Uebel schon hartnäckiger geworden; so weicht einige Lilienblätter etliche Tage in Baumöl ein, und legt diese auf. Allemal muß das Euter, ehe man melkt, mit kaltem Wasser abgewaschen werden. Und eben so sollen alle Gefässe, die ihr dabey braucht,

braucht, vorhero vollkommen gut ausgespült und auf das beste gereinigt werden. Denn, wenn nur noch am Rande, in den Spalten und Fugen des Eimers das geringste von der vorigen Milch, oder von andern Sachen zurükgeblieben ist; so entstehet gleich eine Säure im Geschirr, und diese theilt sich mit ausnehmender Geschwindigkeit sogleich dem ganzen Vorrath von Milch mit. Sie zerrinnt, ehe sie noch in kleinere Gefässe vertheilet wird. Die Melkerinnen essen oft dabey noch ihr Brod. Das kleinste Brodkrümchen, weil es Sauerteig bey sich hat, ist nun im Stande, die ganze Masse anzustecken und in Gährung zu bringen. Man sagt, die Milch zerrinnt, das ist, die fetten, wässerichten, falzichten und erdigten Bestandtheile der Milch trennen sich, und jede vereinigen sich besonders. Wenn ihr nun öfters lange die Milch stosset oder in dem Fasse herumtreibt, ohne daß Butter daraus werden will; so liegt der Grund meistens in den Gefässen,

oder in der Milch selber, oder auch der Luft. Denket also dabey aber nicht an Zauberey und Hexenwerk. Wenn man nur ein klein Stück Zucker in das Butterfaß unter die Milch wirft, so widersteht es, und ihr dürft den ganzen Tag rühren, die Milch wird sich nicht zu Butter zusammengeben. Das ist die sogenannte Hexerey, oder den Betrug, den manche böse neidische Leute getrieben haben. Wenn man es recht anzugreifen weis, kann man auch aus der warmen, eben gemolkenen Milch Butter machen. Um die Sahne, den Rohm, oder die fetten Theile alle zu bekommen, muß die Milch sogleich durchgeseigert werden. Da gehen die ölichten Theile, weil sie leichter sind als Wasser, alle in die Höhe. Man nimmt dazu mit Recht ein leinenes, auf einem Ring ausgespanntes Tuch. Aber auch dieses Tuch muß sogleich aufs genaueste ausgewaschen und wieder getrocknet werden, wenn nicht die nächste Milch sauer werden soll. Die Gefässe, worein ihr die Milch fasset, sollen nicht

hoch und eng, sondern flach und breit seyn. In Waldorten hebt man insgemein die Milch in hölzern Geschirren auf. Wenn ihr sie vorhero allemal wieder recht austrocknen lasset; so sind sie recht gut. Der Holländer schüttet seine Milch in gläserne Gefässe. Die wären freylich noch besser, wenn sie nicht zerbrechlich wären. Bey den gewöhnlichen Milchgeschirren aus Thon, die der Hafner oder Töpfer mit Glasur überzogen hat, muß man doch immer befürchten, daß durch sauer gewordene Milch das Bley, aus dem der Ueberzug gemacht wird, aufgelöset und hernach mit der Milch, als ein langsam tödtendes Gift, unserm Körper mitgetheilt werde. Zur sauren Milch, so wie zu allen sauren Sachen, müsset ihr überhaupt eigener, besonders gezeichnete Gefässe haben, und solche nicht nachher gleich wieder zum Aufbewahren anderer Sachen gebrauchen. Man hat ein braunes Geschirr jetzo angefangen und in Handel gebracht, das nicht glasürt, aber doch recht glatt

und rein ist, das im Feuer hart gebrannt, und doch nicht so spröde, wie Glas ist. Dergleichen Gefässe sollten unsere jungen Töpfer auf der Wanderschaft machen lernen; sie sind zum Milchwerk die allerschicklichsten. Schade ist es für die kostbare Milch, und schlecht für eure Gesundheit gesorgt, wenn ihr die Milchhafen in einen engen, dumpfichten, mit jeden andern Speisen und riechenden Sachen vollgestopften Kasten setzt. In die Wohnstube schickt sie sich gar nicht. Der Ort, wo man die Milch aufhebt, darf nicht zu warm und nicht zu kalt seyn. Wer viel Milch hat, der muß sich einen eigenen Milchkeller oder eine Milchkammer halten, und in diesem muß der Boden und die Wand gemauert seyn, und alles öfters abgewaschen und gereinigt werden. Wird die Milch zuweilen blau, so ist keine Hexerey daran Schuld. Es sind unreine Dünste im Keller, oder Gewölbe, die ihr durch angezündetes Wachholderholz vertreiben könnt. Der Butter muß schlecht werden, wenn

wenn ihr mit dem Abrahmen zu lange wartet. In Holland nimmt man gleich am andern Morgen den Rahm von der Milch, die man vorigen Abend gemolken hat. In Ostfriesland giebt eine gute Kuh jährlich 170 Pfund Butter. Wenn das bey uns unerhört ist; so schliesset daraus, daß wir in der Viehzucht, und sonderlich in der Gewinnung des Futters, noch manches lernen können und verbessern müssen.

Das schrecklichste Uebel für unsere Rindviehzucht und für die ganze Landwirthschaft ist nun freylich die ansteckende Hornviehseuche. Die Krankheit greift Lunge und Leber an, und geht endlich in Entzündung und Verhärtung über. Ihr Anfang ist versteckt; ihre Zeichen sind nicht beständig; ihre Wirkungen sind nicht gleich; die wahre Ursache weis man noch nicht; dahero läßt sich auch zur Zeit noch keine gewisse Arzney dagegen angeben. In den Gegenden, wo das Vieh Salzwasser zu saufen bekommen

kann, da soll es bisher von der Seuche verschont geblieben seyn. Schlägt man auch das kranke Vieh gleich todt, so müssen wir, um unserer eigenen Gesundheit willen, ja nicht das Fleisch davon essen. Aber wenn das Fell gleich nach dem Abziehen in eine Kalklauge geworfen wird; so kann es ohne Schaden zu Leder verarbeitet werden. Indessen, wenn die Obrigkeit befiehlt, daß zur Verhütung aller nur möglichen Ansteckung das ganze Aas mit Haut und Haare verscharret werden soll; so müssen wir uns, aus Liebe und zum gemeinen Besten, ja nicht widersetzen. Jeder Ort, in welchem nur ein krankes Rind ist, muß gleich von Verbindung und Umgang mit allem andern Vieh abgeschnitten werden. Sobald die Obrigkeit das befiehlt; so ist es von uns das gröste Verbrechen, wenn wir uns dagegen setzen oder heimlich das Gesetz übergehen. Auch wäre es lieblos, feindselig und grausam gegen unsere andern Mitbürger gehandelt, wenn wir das herumschlei-

chende

chende Uebel verschweigen und verläugnen wollten, bis man nicht mehr helfen kann.

Die Schaafe.

Das natürliche Vaterland der Schaafe scheinen die hohen Felsen im mittlern Asien und die sandigten Wüsten in Afrika zu seyn. Dorten sind sie viel wilder und hurtiger, und sehen den unsrigen fast gar nicht mehr gleich Es giebt Schaafe mit und ohne Hörner; mit grossen, dicken, fetten, ... und andere wieder mit sehr kurzen Schwänzen. Die Schaafe lieben solche Gegenden, die von der Sonne beschienen werden, warm und trocken sind. Viel Wasser, Moräste und Sümpfe können sie nicht vertragen. . Merkwürdig ist: daß das Schaaf da, wo es wild ist, keine Wolle, ... sondern nur ein kurzes, straubichtes, graues Haar hat. So wie sie aber durch die Menschen immer weiter von ihrem Vaterlande verpflanzet werden; so fallen ihnen nach und nach die Haare

aus, und sie bekommen dafür die Wolle. Gemeiniglich hat diese Wolle eine natürliche Kräuselung. Das Fett, das darinnen ist, hält die Motten ab, die sonst die Wolle zerstören würden. Man muß keine Schaafe kaufen, die auf dem Rücken eine lockere Wolle haben. Sonst schlägt das Wasser durch, und verkältet die Haut. Den grossen Nutzen, den diese Wolle leistet, wisset ihr. Der Kaiser und der Bauer nehmen an diesem Geschenk der Natur Theil. Man soll die Schaafe den Tag vor dem Scheeren nicht waschen: das ist eine grausame und schädliche Gewohnheit. In Spanien wäscht man die Wolle, nachdem sie geschooren ist. Man muß die Wolle so abzuscheeren wissen, daß sie beyeinander bleibt. Und nach dem Scheeren muß man die Schaafe vor Zugwind, Erkältung und vor starkem Schweiß bewahren. Das ist nun wohl wahr: daß, wenn man die Schaafe zweymal scheert, sie mehr Wolle geben. Aber, wenn man sie nur einmal, und zwar

nach

nach Pfingsten scheeret, so ist die Wolle viel länger und kostbarer, gerade so, wie man sie zu den Kleidern haben muß. Die Raufwolle, oder die, welche von sich selbst ausfällt, taugt nicht gar viel. Ihr müsset sie mit der guten nicht vermengen. Die allerbeste Wolle ist die, so am Hals, im Nacken und auf dem Rücken wächst. Nach ihr kommt im Range die Seitenwolle, und zulezt die, so an den Schenkeln sizt. Weil diese leztere auch insgemein schlecht ist, so müsset ihr sie auch besonders legen. Je reiner ihr die Wolle haltet, desto lieber ist sie den Fabrikanten. Allerlei Unreinigkeiten, die darinnen sind, vermehren zwar das Gewicht; aber man bezahlt uns mit Recht weniger dafür. Man kann von den Schaafen freylich auch die Milch benutzen, wie in der Schweiz geschieht; aber man schwächt dadurch die Mutter, so, daß die Lämmer immer schwächer werden, und die Wolle wird dadurch verschlimmert. Wir thun daher besser,

wenn

wenn wir das Melken ganz abschaffen, und den ganzen Gewinn von der Wolle erwarten. Schaafbutter ist ohnehin nicht sehr weiß, und die vornehmen Herren essen sie nicht gerne. Wollet ihr Schaafkäse machen; so müsset ihr die Milch mit dem Rahm nehmen, weil sie sonst nicht angenehm zu essen sind. Und wenn sie nicht schmelzen sollen; so müsset ihr sie auch mit einem stark gesalzenen Wasser öfters bespritzen, damit sie eine trockene Rinde bekommen.

Auch das Schaaf gehört zu den Thieren, welche in einem gewissen Alter die Zähne wechseln. Ehe es ein Jahr alt ist, hat es 8 kleine Schneidezähne. Aber schon im ersten Jahr verändert es 2 davon, und im vierten sind alle 8 Zähne neu. Nachher werden sie gelb und brüchig. Bey der Wahl der Schaafe kommt es besonders auf die Wolle an. Weiß, lang, ungeflekt und fein soll die Wolle beym Widder und beym Schaafe seyn. Je feiner die Wolle ist, desto

besser

besser halten sie die Kälte bey uns aus. Rothe Augen und eine rothe Haut sind Kennzeichen von einer feinen Wolle. Sind die Schaafe beregnet worden; so soll die Wolle in Reihen fallen und Locken machen. Man muß sie nicht eher kaufen, als bis sie geschooren sind. Da kann man Stirne, Hals und Füsse besser beurtheilen. Die hochbeinigten und gehörnten Schaafe liebt man nicht bey der Heerde. Es ist selten viel Vortheil bey der Schäferey, wenn man sie nicht im Grossen treibt, ausser wer entfernte Aecker hat, die durch das Pferchen der Schaafe gedüngt werden können. Man muß sehr vieles und gutes Heu, und sehr viel Stroh anschaffen, damit man sie im Winter, wenn man bey der grossen Kälte, sonderlich die Lämmer nicht austreiben kann, nachfüttern kann. Man darf, wenn die Schaafe gedeihen sollen, eher den Kühen schlechtes Heu anbieten, als den Schaafen. Hat man nicht immer Heu; so muß man ihnen wenigstens Stroh von Roggen,

Ger-

Gersten, Wicken, Erbsen, Hirse u. d. g. anbieten, und wo man auch das nicht hat, da hilft man mit dem getrockneten Laube von Erlen, Birken, Eichen, Eschen, Weiden, Buchen ꝛc. nach, und wechselt dazwischen mit Heu ab. Wollt ihr mit dieser Viehzucht anfangen; so haltet lieber im Anfang wenig Schaafe, und vermehrt sie nach und nach. Ihr müsset die Schaafe nie aus dem Stall oder aus ihren Hurden treiben, ehe die Sonne den Thau auf der Erde noch nicht ausgetrocknet hat. Dorngebüsche und andere Hecken müsset ihr da weghauen, wo das Wollenvieh getrieben werden soll. Alle die, so ihr den Winter fortbringen wollt, dürfen vorhero nicht zu fett werden, weil ihnen sonst der Abfall in der Nahrung gar empfindlich ist. .... Wo im Winter fester Boden ist, der nicht mit Schnee und Reif bedeckt ist, da kann man sie bei heiterer Witterung und auch beym strengen Frost immer hintreiben, wenn man nur im Stalle wieder nachfüttern

kann.

kann. Denn sie kommen gar oft hungerig zurück. Die, so noch nicht ausgetrieben werden, müssen dreymal des Tags gefüttert werden. Die Schaafe können wohl wirklich einige Wochen ohne Saufen leben. Aber lasset sie immerhin alle Tage saufen aus reinem und klarem Wasser; sonst laufen sie, wenn sie der Durst treibt, an unreine Pfützen und saugen Egelschnecken, die ihnen hernach in die Leber kommeu, Regenwürmer ꝛc. und allerhand Unreines mit dem stinkenden Wasser in sich. Noch mehr, als andere Thiere, lieben die Schaafe das Salz. In ihrem natürlichen Vaterland ist auch der Boden überall mit Salz durchdrungen. Man darf es ihnen daran nicht fehlen lassen, wenn anders die Zucht gedeihen soll.

Eure Schaafställe sind auch nicht gut angebracht. Sie sind alle eng, feucht, verschlossen; da sie doch geräumig, helle, voll Licht und Luft seyn sollten. Bauet sie in der Mitte erhaben, damit der Harn der Thiere selber ablaufen kann. Weil die

Schaa-

Schaafe bey uns einen dicken Pelz haben; so ist es um so weniger nöthig, sie in dicke Mauern hinter starken Thüren zu verschliessen. Wenn sie nur von oben herab Schutz haben gegen dem Regen! Wenn ihr es vermeiden könnt, so legt kein Heu auf dem Boden über dem Schaafstall. Der Staub, der sonst immer herabfällt, verdirbt die Wolle. Es ist besser, wenn ihr in der Decke des Schaafsstalles eine schräglaufende Oeffnung machen könnt, wodurch ein beständiger Luftwechsel in dem Stall erhalten wird.

Zur Vermehrung der Schaafe sollte kein Bock unter 2 Jahren, und keine mehr als 6 jährige Mutter gelassen werden. Weil die Schaafe 5 Monate und 20 Tage tragen; so thut ihr am besten, wenn ihr die Mütter, so Zuchtschaafe bringen sollen, im Oktober belegen lasset, damit die Jungen bald zum grünen Futter kommen. Die zum Verkauf bestimmten Lämmer gelten am meisten

sten in der Fastenzeit. Ihre Mütter können also im September besprungen werden. Der Schaafbock wird mit Recht im Frühjahr vom andern Geschlecht weggenommen und entweder mit dem Haufen der verschnittenen Schaafe oder gar mit den Schweinen ausgetrieben. Kein trächtiges Thier ist so schwächlich und darf so wenig erschreckt oder geängstigt werden, als die Schaafmutter. Es ist nicht gut, die trächtigen Mütter auf die Weide zu treiben. Geschiehts dennoch, so muß der Boden, wo man sie hinführt, sehr gut und vollkommen trocken seyn. Jagt man sie, so lange sie säugen, so kann das den Lämmern tödlich seyn. Treibt man die Mutter aus, ehe sie die Lämmer begleiten; so muß man sie doch am Mittag und Abend zurücktreiben, damit die Lämmer vor dem Stall saugen. Oft stirbt die Mutter; aber eine Stiefmutter, auch eine Ziege stillt das verwaiste Lamm. Man läßt sie in Deutschland nur 8. oder 10. Wochen saugen; aber die engli-

schen Schaafe, die so schöne und feine Wolle tragen, saugen 16. bis 18. Wochen. Man verschneidet oder unterbindet viele entweder gleich, nachdem sie von der Mutter abgesetzt worden sind, oder erst nach einem Jahre, weil der Hammel grösser, stärker und wollichter wird. Bey der Gelegenheit zeichnet man sie auch gemeiniglich mit allerley Farben und schmierigen Sachen. Aber auf diese Art gehet in einem ganzen Lande viel Wolle verloren. Denn weil der Fabrikant diesen Schmutz nachhero nicht mehr herausbringen kann; so wird alle so bezeichnete Wolle weggeworfen. Andere zeichnen sie an den Ohren; den Weibchen wird der Schwanz verstutzt. Denn irgend ein Zeichen müssen sie haben, damit man das Alter unterscheiden kann. Denn alle siebenjährige Mutterschaafe, alle Böcke und schon zweyjährige Hammel werden alle Jahr von der Heerde ausgemerzt. Nachdem man im Sommer noch ihren Abgang und ihre Wolle genutzt hat, mästet man sie

im

im Herbst mit Rüben und Haber, mit Salz, Kleyen, Träbern, Hekerling ꝛc. und verkauft sie, oder braucht sie in der Haushaltung.

Wenn die Schaafe den Schwindel bekommen, den Kopf immer drehen und stets schief nach einer Seite hinlaufen; so haben sie im Gehirn eine kleine Gattung Bandwürmer sitzen, wovon wir freylich nicht wissen, wie sie dorthin gekommen sind. Sie machen aber dem Thier, weil sie am Kopf einen Kranz mit scharfen Hacken haben, greuliche Schmerzen, und es entstehen grosse Wasserblasen im Gehirn. Wenn niemand unter euch ist, der die Kunst gelernet hat, die kranke Stelle an der Hirnschaale zu finden, anzubohren, und das Uebel herauszunehmen; so müßt ihr das Schaaf auf den Kopf schlagen, oder stechen. Das Schaaf ist übrigens gesund und zum Essen tauglich.

Aber ein grösseres Unglück ist es, wenn die Räude oder die Grätze unter einer Heerde anfängt zu wüthen. Sie steckt insgemein an, und weicht allen bisher bekannten Mitteln nicht. Sobald ihr daher nur ein Schaaf bemerkt, das angesteckt zu seyn scheinet, dem die Wolle von selbst ausfällt an den unreinen Orten; so sondert es ja gleich von allen andern ab, und schaft es lieber ganz weg.

An Orten, wo einer ganzen Gemeinde Schaafe durch einen eigenen dazu bestellten Schäfer besorgt werden, treiben diese Schäfer oftmals Betrug. Sie schlachten ein Schaaf, und schicken das Fell, unter dem Vorwand, es sey gestorben. Aber da muß man nur auf die Fleischseite des Fells Achtung geben. Wenn das Fell auf der Fleischseite noch rothe Adern hat; so ist das Schaaf geschlachtet worden. Siehet es aber innwendig bleich und weiß aus, so ist es gestorben. Dahero muß man

auf

auf die Schaafhirten ein wachsames Auge haben.

Die Ziegen.

Auch die Ziege ist ein morgenländisches Thier, und gar viele, grosse und kleine Gattungen halten sich in Asia und Afrika auf. Unsere gemeine Hausziege mit dem Geisbock kommt in ganz Europa fort.

In wilden, felsichten, bergichten, waldichten, mit Buschwerk und Hecken bewachsenen, in trockenen und unfruchtbaren Gegenden kann dies Thier mit grossem Nutzen gehalten werden. Fettes Gras liebt die Ziege nicht; sie begnügt sich mit allerley Rinden, jungen Zweigen und Aesten, die auf kalten Bergen wachsen. Im Winter fressen sie Steinflechten und erhalten sich mit den verachtesten Kräutern. Auch in den Ställen verlangen sie alsdann nur Heu, getrocknetes Laub, wilde Kastanien ꝛc. Da-

für geben sie uns ein schmackhaftes Fleisch, besonders die jungen Ziegen.

Ein einziger Ziegenbock ist, wenn er 2. Jahr alt worden ist, für eine Heerde von mehr als 100. Ziegen hinreichend. Wir nutzen auch den Talg der Ziegen, manche Ziege hat gegen 8. Pfund Fett. Die Lederhändler brauchen viel Ziegenfett. Die Ziegenmilch ist ein herrliches Getränke für gesunde und kranke Menschen, und reinigt insbesondere das Geblüt. Die Felle der Böcke und Ziegen werden zu Pergament, noch mehr aber zu Hosenleder, Handschuhleder, Corduan, Saffian ꝛc. bereitet. ....

Wo junge Waldungen angelegt werden, wo Zäume und Hecken, wo Obstgärten und Weinberge sind, da thun die Ziegen grossen Schaden. Sie nagen an der Rinde der jungen Bäume und stören dadurch ihr Wachsthum.

Die

Die Schweine.

Das Schwein ist in Europa einheimisch. Fast in allen Wäldern laufen wilde herum. Man rechnet sie insgemein zu den Thieren, die gespaltene Klauen haben. Aber es giebt nicht nur hie und da ein anderes Schwein, sondern es sind von jeher in kalten und in warmen Ländern ganze Heerden bemerket worden, die keine wahre Klauen, sondern einen ungespaltenen Huf hatten. Sie nehmen allerley Nahrung zu sich, und sind fleischfressende .... und deshalb gefährliche Thiere. Man hat Beyspiele, daß sie Leichen aus den Gräbern gescharrt und die kleinen Kinder in der Wiege grausam verzehret haben. Deswegen müsset ihr nie kleine Kinder und Schweine beysammen lassen, oder gar aufs Feld gehen und dis schlafende Kind mit den Schweinen in einem Zimmer einschliessen. Das Schwein frißt alles, was in einer grossen Haushaltung abgängig oder unbrauchbar ist. Jeden Misch-

masch, den man sonst keinem andern Thier anbieten dürfte, nimmt es an: nur etliche wenige Pfefferkörner dürfen nicht dabey seyn, weil es sonst davon sterben würde. Das Thier kann unmäßig fett werden. Man weiß Beyspiele, daß auf fetten Schweinen im Rücken Mäuse ihr Nest angelegt haben, und die Schweine haben es nicht bemerkt. Denn in dem Fett haben sie, so weit es reines Fett ist, keine Empfindung.

Im Stall wollen sie Trockenheit, Wärme und Platz haben. Wer sie zu Hause mit den Abfällen vom Bierbrauen und Brandtweinbrennen nähren kann, den kosten sie am wenigsten. In England mästet man sie zwischen dem andern Futter auch mit Klee; selbst die Wurzeln davon fressen sie. Der leichte Durchfall, der im Anfang entstehet, schadet nicht. Und wenn auch der Speck davon gelb wird; so darf man ihnen nur 8. Tage vor dem Schlachten wie-

der anders Futter geben, so verlieret sich die Farbe wieder.

In einigen Gegenden meint man, daß die rothen Schweine mehr als die andern zu dem Ausschlag an der Zunge und am Leib, den man die Finen nennt, geneigt sind. Sorget nur für die Reinlichkeit des Thiers im Stall und gebt ihm nicht gar das schlechteste Futter. Die Bräune entsteht von plötzlichen Verkältungen; die Zunge wird schwarzbraun und das Thier erstickt fast in der Hitze. Da kann man ihm unter der Zunge zur Ader lassen, und ihm in sein Saufgeschirr Burzelkraut, Hauswurzel und Mauerpfeffer thun, damit es davon sauft.

* * *

Mehr will ich euch dießmal von der Viehzucht nicht sagen. Wenn wir von der Haushaltung sprechen werden; so will ich einiger leichten Kunstmittel bey einigen Krankheiten des Viehes gedenken.

Erzählungen.

Der Unterschied von Geiz und Sparsamkeit.

Als vor 2. Jahren es in der Stadt V * * brannte; so giengen zween von denen Unglücklichen, welchen das Feuer alles genommen hatte, überall herum, um sich einige Beysteuer zu erbitten. Unter andern kamen sie früh morgens auf den Hof des Georg Moosers, den ihr als einen sehr fleißigen und wohlhabenden Landmann kennet. Sie fanden ihn vor dem Stall und hörten, als sie sich ihm näherten, wie er es dem Knecht ernstlich verwies, daß er die Stricke, woran die Ochsen gespannt gewesen, über Nacht im Regen am

Pflu-

Pfluge gelassen und nicht ins Trockene gebracht hätte. „O weh, der Mann ist genau, sprach einer zum andern, da wird es nicht viel geben.“ Nun wurde der Bauer die Fremden gewahr, und indeß er mit ihnen in sein Haus gieng, erzählten sie ihm ihr Unglück und brachten ihr Begehren an. Wie groß war ihre Verwunderung, als er ihnen bald ein ansehnliches Geschenk an Geld und Getraid gab, und versprach, denen bedürftigsten Verunglückten auch etwas zu schicken. Nun konnten sie sich in ihrer dankbaren Rührung nicht enthalten, ihrem Wohlthäter es zu gestehen, wie seine Mildthätigkeit ihnen um so mehr unerwartet gewesen sey, da sie ihn wegen des vorhin um einer Kleinigkeit willen dem Knecht gegebenen Verweises für sehr genau gehalten hätten. Lieben Freunde, war seine Antwort, eben dadurch, daß ich das Meinige jederzeit zu Rath hielt, kam ich in den glücklichen Zustand, wohlthätig seyn zu können.

Geiz und Sparsamkeit sind zwey verschiedene .... zwar nahe verwandte, aber entgegengesetzte Dinge. Sparsamkeit ist eine Tugend, Geiz aber ein Laster.

Verwegene Freymüthigkeit eines Bauern.

Ein Fürst hatte sich auf der Jagd in einem Walde verirrt. Er traf einen Bauern an, der ihn wieder auf den rechten Weg brachte. Unterwegs fragte er den Bauern .... der den Fürsten entweder wirklich nicht kannte, oder mit Fleiß nicht kennen wollte, ... was er von seinem Landesherrn hielte? .... Ach, sagte der Bauer, der Herr wär lange gut, aber die Frau .... Nun? die Frau, was denn? fragte der Fürst. .... Ey, die wär werth, daß sie der Teufel holte. .... Der Fürst schwieg. Wie er nach Haus kam, konnte er sich nicht enthalten, diese gehabte Unterredung seiner Gemahlinn

linn mitzutheilen. Die Fürstinn verstand die Sache unrecht und wollte Genugthuung haben. Der Bauer wurde nun nach Hof gefordert, und der Fürst fragte ihn in Gegenwart seiner Gemahlinn: ob er nicht wisse, was er ohnlängst von der Fürstinn zu einem Reiter gesagt hätte? .... Ey, versetzte der Bauer, konnte ich glauben, daß der Schelm mich verrathen würde. .... Bravo! schrie die Fürstinn, und lachte herzlich. Auch der Fürst war zufrieden; und der Bauer erhielt noch oben drein von beyden ein schönes Geschenk.

Der listige Räubr.

Ein junger Mensch hatte eine lange Zeit das Räuberhandwerk getrieben, und es endlich, theils aus Gewissenhaftigkeit, theils wegen der damit verbundenen Gefahr, aufgegeben. Darauf verdingte er sich zu einem reichen Bauern, und blieb bey ihm, mit vieler Treue, bis an sein Lebensende. Einmal erzahlte er seinem

Herrn

Herrn seine ganze Lebensgeschichte, und führte darinnen so viele listige Streiche an, daß sein Herr, der so was nicht hinter ihm suchte, sie schlechterdings nicht glauben wollte. Der Knecht, um sich zu rechtfertigen, erbot sich zu Proben seiner Geschicklichkeit, und sein Bauer war es zufrieden. Die Gelegenheit bot sich nun bald dar. Ein Mezgerknecht kam zum Bauern, kaufte einen fetten Hammel, und trug ihn nun auf seinen Schultern nach Hause. Der listige Bauernknecht nahm ein paar neue Schuhe, legte auf dem Wege, den der Mezger nehmen mußte, den einen Schuh, als wenn er verloren wäre, hin, und etwa vierhundert Schritt davon den andern. Er selbst aber hielt sich indeß im Gesträuche verborgen. Der Mezger kam, sah den ersten Schuh, blieb einige Augenblicke stehen und gieng weiter. .... Nun fand er auch den andern, und fiel ganz natürlich auf den Gedanken, daß zwey Schuhe ein Paar gäben. Er lud seinen Hammel,

mel, der ihn am Aufheben hinderte, von den Schultern herab, band ihn an einem Pfahl leicht an, und gieng die vierhundert Schritte zu dem ersten Schuh zurücke. Indessen ward der Hammel von dem listigen Bauernknecht ungesäumt erwischt, und als ein Beweis seiner Kunst im Triumph nach Hause getragen. Sein Herr staunte. Der Mezgerknecht suchte lange, aber vergeblich. Endlich kehrte er gleichfalls nach dem Bauernhofe zurück, um sich einen andern Hammel einzukaufen, und erhielt für sein baares Geld eben den Hammel, den er schon einmal bezahlet hatte, wieder. Auch diesesmal will ich ihn euch wiederbringen, sagte der listige Bauernknecht, und lief voraus, um sich in dem vorigen Gesträuche wieder zu verstecken. Kaum sah er den Mezgerknecht mit dem Hammel wieder ankommen; so machte er das Geschrey eines Schaafes nach, lockte den Mezgerknecht, der, um den ersten Hammel wieder zu erhalten, den zweyten niedergesetzt hatte, immer tie-

tiefer in das Gesträuch, ersah darauf seine Gelegenheit, und brachte den Hammel glücklich zum zweytenmale nach Hause.

Witzige Antwort eines Bauern.

Nachbar Klaus gieng in die Stadt auf den Markt, sahe alle Krammläden voll Waaren, und nur in einer Wechslerbude sahe er nichts. Er war neugierig und fragte den Wechsler: Was hat denn der Herr zu verkaufen? .... Eselsköpfe, mein Freund! .... versezte der Wechsler, der alle Baucrn .... und so auch unsern Nachbar Klaus für einen einfältigen Tropf hielt. .... Das ist brav, sagte Klaus darauf, ihr müßt recht guten Abgang haben, denn ich sehe, ihr habt nur noch einen einzigen abzusetzen, und dann seyd ihr fertig.

Der

Der unüberlegte Wunsch.

O! daß ich nicht ein Vogel bin,
So schnell und federleicht,
Der über Berg und Thäler hin
Im Augenblicke streicht!

Dann flög ich über Land und See;
Bald wär ich hier, bald dort;
Jetzt tief im Thal, dann in der Höh,
Und schnell noch weiter fort.

Ich suchte stets den Ort mir aus,
Wo Bäum und Blumen blühn,
Und baute mir mein kleines Haus
An solchen Orten hin.

Bald schwäng ich singend in die Luft
Mich, wie die Lerch, empor;
Bald rief ich, wie der Gukguk ruft,
Schlau durch den Busch hervor.

Bald flög ich, wie ein Adler fliegt —
Doch — welch ein Schuß geschah?
O weh! ein armer Vogel liegt
In seinem Blute da.

O Gott! welch Unglück wünscht ich mir!
denn, ach, nun wär ich hin.
Dank sey dir, tausend Dank dafür,
Daß ich ein Mensch doch bin!

Drittes Stück.

Von der Haushaltung.

Der Fleiß, die Emsigkeit und die klugen Anstalten, welche nach den beyden vorhergegangenen Artikeln wir Bauern und Landleute bey dem Ackerbau und der Viehzucht uns müssen angelegen seyn lassen, wenn wir unsern Wohlstand befördern wollen, ebendenselben müssen in der Haushaltung unsere Weiber beobachten, wenn sie den Nutzen, welchen der Mann durch seinen Fleiß erworben hat, nicht durch ihren Unverstand, Nachläßigkeit und Unachtsamkeit vernichten wollen. Wenn sich der Mann das ganze Jahr müde gearbeitet, und durch seinen Fleiß noch so viel erworben hat; so reichet es nicht hin,

ihn und seine Familie durchzubringen, wenn seine Frau keine gute und verständige Haushälterin ist. Wenn durch seinen Fleiß der Boden voll Frucht ist; so wird dieses alles noch nicht hinreichend seyn; es wird ihm doch am Ende des Jahrs fehlen, wenn seine Frau eine unachtsame Haushälterin und Verschwenderin ist. Wer sich nur ein wenig auf die Haushaltung versteht, der wird wissen, wie leicht hierinnen die Frau den fleißigsten Mann in Mangel der Nahrung setzen kann.

Es werden wenige seyn, welche nicht die allgemeine Regel von der Haushaltungskunst wissen sollten; aber es sind wohl viele, welche sie nicht befolgen. Die Hauptpflicht einer guten Hauswirthin bestehet darinnen: daß sie fleißig und aufmerksam sey auf alles, was in ihrem Hause vorgehet, und vorgehen kann. Des Abends muß sie alle Geschäfte auf den morgenden Tag überdenken: und die-

diejenigen, welche am nothwendigsten sind, müssen zuerst vorgenommen werden. Man siehet hierinnen Fehler von euch Weibern begehen, die gar nicht zu verzeihen sind. Ihr nehmet manchmal Geschäfte vor, welche noch 8 Täge hätten anstehen können, und lasset andere liegen, aus deren Unterlassung euch Schaden entstehet.

Eine Hausfrau muß ferner dafür sorgen, daß von allen unentbehrlichen Nahrungs-Mitteln, welche sich ohne Schaden aufbehalten lassen, jederzeit ein hinlänglicher Vorrath im Hause sey. Dasjenige, was sie nicht selbst ziehen und pflanzen kann, und doch in der Haushaltung nothwendig ist, muß sie zu rechter Zeit einkaufen. Reinlichkeit und Ordnung muß beständig im ganzen Hause herrschen. Beyde Stücke haben ihren grossen, unausbleiblichen Nutzen. Eure Sachen und euer Hausrath, wenn er rein gehalten, und jederzeit, nach seinem Gebrauch, wiederum an

nen gewissen bestimmten Ort hinge-
setzet wird, der wird sich auf solche
Art immer besser und länger erhal-
ten, als wenn ihr ihn bald hie bald
dorthin leget, und nicht rein haltet;
und es gehet sein Gebrauch auch ge-
schwinder von statten, wenn ihr ihn
gleich an seinem bestimmten Ort grei-
fen könnet, als wenn ihr ihn vorhe-
ro unter andern Sachen erst lange
hervorsuchen und rein machen müßt.
Bey Unordnungen und Unreinlich-
keit im Hause entstehet ein heimlicher
Unsegen, welchen der gröste Fleiß
und alle Arbeitsamkeit nicht ersetzen
kann. Von den Nahrungsmitteln
kommt vieles um, das noch hätte
können für Menschen und Vieh be-
nutzet werden. Von dem Hausrath
wird vieles unbrauchbar, das bey
mehrerer Sorgfalt noch lange hätte
Dienste thun können. Und so geht
alles zulezt auf den Geldbeutel aus.

In einer Haushaltung, sie mag
noch so klein seyn, ist immer so viel
zu thun, daß eine rechschaffene Frau

nicht

nicht müßig seyn darf. Da die meisten dieser Beschäftigungen nicht so sehr ermüdend sind, als die Feldarbeit; so kann eine Frau auch desto länger und leichter darinnen anhalten. Wenn das Gartenwesen, Küch und Keller, und die Viehställe besorgt sind; so findet sich für eine fleissige Frau noch immer viel im Hause zu verrichten, und man darf sie nie mit den Händen in den Schoos gelegt, oder ein unnützes Geplauder haltend, antreffen, wenn sie nicht will, daß man sie für eine faule Frau halten soll.

Wie viele feine Nachbarinnen giebt es nicht, welche unter uns so gesellig, so gesprächig sind, daß sie niemand vor sich vobeygehen sehen können, ohne ihn anzureden! und es wird eine Viertelstunde verplaudert, die sie doch zur Arbeit hätten anwenden sollen. Und was ist der Innhalt des Gespräches? Elende Neuigkeiten, welche sie nicht angehen. Da erzählen sie sich, was die-

se oder jene für ein neues Kleidungsstück am Sonntag oder auf dem Markte angehabt hat: aber hauptsächlich gehet es über diese und jene Frau, über ihr Hauswesen und ihre Aufführung her. Da fehlet es dann nie an übeln Nachreden, Verläumdungen und lieblosen Vermuthungen; und das schlimmste dabey ist, daß immer so viel mehr zugesetzt wird, als die Wahrheit ist.

Fleiß, Aufmerksamkeit und Ordnung sind also hauptsächlich zu einer guten Haushaltung nöthig. Es werden keine Geheimnisse und grosse Kunststücke dazu erfordert; und wenn eine Frau ihren guten Verstand nur ein wenig gebrauchen, und nachdenken will, wie sie dieses und jenes am besten und nützlichsten anfangen und benutzen soll; so wird sie sehen, wie wenig Kunst dazu erfordert werde. Desto mehr Schade ist es für eine jede Hausfrau, wenn sie die Wirthschaft nicht gehörig verstehet, ihre Kinder nicht in Zeiten

dazu

dazu anführet, und somit ihr eigenes und ihrer ganzen Familie Bestes hindert.

Unterdessen aber giebt es doch manche Mittel und Kunstgriffe, wodurch man den Nutzen einer Sache vermehren und befördern, oder doch wenigstens ihr Verderben abhalten kann. Manche Sache verdirbt in der Haushaltung, ohne daß man deswegen der Nachläßigkeit der Frau die Schuld beymessen kann. Die Witterung, die Lage des Hauses, wenn es, zum Beyspiel, sehr tief und feucht lieget, da besonders die Keller öfters dem Wasser ausgesezt sind .... trägt hiezu vieles bey. Unter andern Ungemächlichkeiten eines Hauses, zumalen, wenn es feucht ist, hat es auch oft diese: daß das Brod so leicht darinnen schimmlich wird. Ich will euch nachhero ein gutes Mittel dagegen sagen. Da ich aber so viele Fehler bey der Zubereitung des Brodes bey manchen Hausfrauen wahrgenommen habe; so will ich vorhero einige Worte von dem

Brodbacken

selbst reden. Ihr Weiber! ihr müsset euern Brodtaig vorhero, ehe ihr die einzelnen Brode macht, stark in die Höhe steigen, sich ausarbeiten oder gähren lassen; sonst bleibt zuviel von dem schleimichten Wesen, das im Brod stekt, in dem Taig, und das schadet nachher dem Körper. Nehmet guten Sauertaig und laßt ihn durch eure Hand vollkommen durch die ganze Masse verbreiten: ich meyne damit den ganzen Brodtaig. Jemehr ihr in dem Taig arbeitet, und ihn untereinander mengt; desto besser werden die Theile des Mehls voneinander getrieben, desto gleichförmiger und allgemeiner wird die Gährung, desto mehr Luftlöcher oder Augen bekömmt das Brod, weil die durch die Wärme ausgedehnte Luft hernach überall aus dem Schleim bricht. Lasset immer das Brodmehl viel Wasser einsaugen; es ist euer Vortheil, denn ihr bekommt mehr Brod. Knetet langsam, aber lange, so zieht sich immer

mehr

mehr Wasser hinein, und das Brod wird hernach schön lüftig. Hütet euch vor sauerm Brod, es ist ungesund. .... Lasset es im Ofen allemal eine hinlängliche Zeit liegen, und sparet das Holz nicht, damit es nicht naß oder nur halbgebacken herausgezogen wird. Wenn das Brod nicht leicht, nicht löchericht, von Luft und Wasser nicht meist befreyt ist; so ist es niemals gesund. Ein nasses, sitzengebliebenes, speckartiges Brod giebt auch keine Nahrung, denn der Speichel kann sich beym käuen nicht damit vermischen; und schlukt ihr es doch hinunter; so zieht ihr euch Koliken zu, und die Gedärme müssen natürlich mit diesem Brey verstopft werden. Je besser es gebacken ist; desto nahrhafter und wohlschmeckender ist es. Machet euch die Brode nicht zu groß, damit das Feuer desto besser von allen Seiten auf sie wirken und sie vollkommnen ausbacken kann. Mittelmäßige Laibe erheben sich; die gar zu grossen bleiben meistens niedrige Kuchen. Etwas Kümmelsaamen

im

im Taig giebt dem Brod einen lieblichen Geruch und befördert die Verdauung. Nehmet euch nur in Acht, daß ihr das Brod nicht in einen feuchten Keller oder sonst nassen Orte aufbewahret; denn da schimmelt es gerne. Ich weis aber kein besseres

Mittel, das Brod gegen den Schimmel zu erhalten,

als dieses: Nehmet, wenn der Taig zum Brode eingeknetet werden soll, 100. Tropfen Lavantelwasser, und giesset dasselbe in das Wasser, mit welchem man das Mehl mengen will.

Noch einige andere Mittel zur Haushaltungskunst will ich euch angeben, die zugleich noch ein Nachtrag zu den vorigen 2 Artikeln von dem Ackerbau und der Viehzucht seyn können.

Daß

Daß die Erdflöhe den Kleesaamen beym Aufgehen nicht abfressen,

Säet Erbsen darunter. Die Erdflöhe werden nun zwar nicht aufsenbleiben, sich aber zuerst an die Erbsen machen; und bis sie damit fertig sind, ist ihnen der junge Klee viel zu hart und aus dem Mund gewachsen. Bey sonstigem Saamen von Dickwurz, Kohlraben, weissen Rüben, dem die Erdflöhe eben so gefährlich sind, kann man das nehmliche Mittel mit gleichem Nutzen anwenden.

Die Raupen und anderes Ungeziefer vom Gemüß zu vertreiben.

Man nimmt die Aeste von frischen Ginstern zerhackt, schneidet oder zerstösset solche klein, schüttet Wasser darauf, läßt es einige Zeit dar-

darüber stehen, und begiesset alsdann das Gemüse damit. Anstatt der Ginstern, oder mit denselben zugleich, kann man auch die Blätter von Welschnußbäumen nehmen.

Mittel gegen die Ameisen.

Diese Thiere thun den Bienen, Bäumen und andern Gewächsen oft grossen Schaden. Man kann sie dadurch abhalten, wenn man schmale Striefen von Hammel- oder Schaafsfell, welches noch die Wolle hat, nimmt, und solche um das Brett des Bienenkorbs und die Stämme der Bäume unten am Stamme herumwindet; über die Wolle kriechen sie so leicht nicht weg. Man könnte dieses Mittel auch an verschiedenen Gewächsen probieren, an welchen die Raupen hinaufkriechen.

Bey Kühen, wenn sie das so-genannte Roth haben.

Diese Krankheit nahm vor 15. Jahren in einigen Gegenden Deutschlands viel Vieh hinweg. Ein aufmerksamer Mann, dessen Kuh auch von dieser Krankheit befallen war, welche alle Viehärzte verliessen und verloren gaben, fiel bey dem Gebrauch der Eicheln, Eichenlaubes und dergleichen anstrengenden Mitteln darauf, seiner kranken Kuh folgendes einzugeben, und das nur zweymal. Er nahm China ein Quint; Rhabarbara ein Quint. Sie ward von Stund an besser; das Roth lies nach, und die Kuh wurde vollkommen gesund. Es half auch bey allem andern Vieh, wo es angewandt worden. .... Aerzte nach der Kunst werden leicht die Heilkraft dieses Mittels gegen das Uebel erkennen und billigen.

Beym Schafvieh.

Folgendes von einem sehr erfahrnen Hauswirth erfundene Pulver ist in allen unbekannten auch ansteckenden Krankheiten der Schaafe viele Jahre mit Nutzen gebraucht worden. Man nimmt Scordienkraut 6. gute Hände voll; Schafgarbe; Lungenkraut; Leberkraut; Ehrenpreiß; jedes 3. Hände voll; Wacholderbeeren, klar zerstossen 1. Maas; Schwalbenwurzel 1. Hand voll; Wermuthsknospen 3. Hände voll; Kraut von Liebstöckel 2. Hände voll. Diese Sachen werden, jedes nach seiner Art, klein gemacht; die Kräuter und Wurzeln klein geschnitten; und wenn alles dürre ist, wird es in eine Schachtel gethan und aufgehoben. Findet man, daß ein oder etliche Schaafe krank werden wollen; so stellet man sie allein, giebt ihnen von diesem Pulver, mit etwas gekochtem Hafer und Salz, 1. oder 2. Löffel voll. Dieses hat viele kranke Schaafe gesund gemacht; auch die gesun-

funden, denen man die Hälfte von obiger Dose eingiebt, von allerhand Krankheiten befreyet.

Mittel gegen die schädlichen Schnecken, die dem Kornsaamen im Herbste so gefährlich sind.

Man nehme fette Mistpfütze, in diese werden Schaaflorbeern, kleingeschnittene Knoblauchzwiebeln und für etliche Groschen so genannter Teufelsdreck gethan und mit einander gekocht. Nachdem es kalt geworden, rühret man etwas Hirschhornöl darunter, und feuchtet, den Tag vor der Aussaat, das zur Saat bestimmte Getraide so stark an, wie man Malz anfeuchtet. Der unausstehliche Geruch dieses Mittels vertreibt das Ungeziefer. Man hat auch gute Wirkungen gefunden von blossem Knoblauch, in Mistpfütze gekocht, wenn man sich bey der Aussaat zugleich die Hände oft mit geschnittenen Knoblauchzwiebeln gerieben hat. Der Knoblauch ist den

Schnecken und bekanntlich mehrerem Ungeziefer ganz besonders zuwider.

Wider die Mäuse.

Die Mäuse thun öfters in den Häusern und auf den Böden grossen Schaden. Das Giftausstellen ist nicht gut, es kömmt immer etwas davon unter die Frucht. Es wäre freylich allezeit besser, eine gute Katze im Hause zu halten, wenn nicht auch diese Thiere, wenn man sie auf den Boden lässet, durch ihren Unrath die Frucht verderbten. Das beste, gewöhnliche Mittel sind die Mausfallen. Man kann ihrer aber auch auf folgende Art loswerden. Nehmt 3. oder 4. Hände voll Heidenkraut, welches noch ein wenig frisch und grün ist, stecket es an, damit es einen starken Geruch giebt, haltet dabey die Fenster in den Kammern oder die Löcher auf den Böden wohl zu, daß der Rauch nicht so geschwinde hinaus ziehen kann; so sterben viele Mäuse von diesem Rauch. Oder man nimmt Reiser vom so genannten

Faul-

Faulbaum, welcher zu einer grossen Staude anwächst; diese legt man über das Getraide. In die Maulwurfsgänge gelegt, vertreibt mit seinem widrigen Geruch auch dieses schädliche Ungeziefer.

Wider die Maulwürfe im Garten.

Man nimmt so viel Nüsse, als Maulwurfshaufen im Garten sind, kochet sie 1. oder anderthalb Stund nebst einer Hand voll Schierlingskraut (Cicuta) im Wasser; hernach steckt man in jedes Maulwurfsloch eine solche abgekochte Nuß, welche die Maulwürfe verzehren und davon sterben. Da das Schierlingskraut ein Gift ist, so thut man wohl, wenn man mit den abgekochten Nüssen vorsichtig umgehet, damit kein anderes Thier davon fressen möge, indem dasselbe sonst ebenfalls stirbt. Dieses ist also leicht in zugemachten Gärten zu gebrauchen. Auf dem freyen Felde hingegen hat ein Hannöverischer Landmann entdecket, daß

man die Maulwürfe durch frischen Ziegenmist, welchen man an die Stelle bringt, wo die Maulwurfshügel sind, durch diesen Geruch alle verjagen kann.

Kartoffeln. (Erdbirn, Erdäpfel, Flötzbirn) wenn man sie roh dem Rindvieh füttert, so halten sie länger wieder, mästen und milchen besser, als wenn sie vorhero gekocht worden. Das sage ich nur denen zur Nachricht, die den Brauch haben, sie für das Vieh erst abzukochen.

Kraut und Rüben.

Wenn solche durch frühe Herbstfröste leiden; so muß man sie nicht zum Futter gebrauchen, indem sie dem Vieh durch die Fäulniß, in welche sie gleich, besonders das Kraut, beym Aufthauen übergehen, ausserordentlich schaden und die verdorbenen Säfte durch den unausstehlichen Geruch sogleich verrathen. Besser, bloßes Stroh gefüttert, als faules Kraut. Ist man aber ja gezwungen,

etwas,

etwas, so von der Fäulniß ein wenig angestoffen, zu füttern; so muß man dem Vieh viel Salz geben, zugleich mit, und hernach auch mehr Salz, als man sonst gewöhnlich füttert. Faules Futter zieht die Fäulung bey dem Vieh nach sich. Salz widersteht der Fäulung, wenn die Kraft der Fäulung, die durch die Menge des faulen Futters vermehrt wird, nicht die Kraft des Salzes überwiegt. Am besten ist um Simon-Judä-Tag alles Kraut abgemacht, und was man, wegen Fäulung, in die Scheure nicht einbringen kann, im Feld auf Haufen gesetzt, und damit es vom Froste beschützt bleibe, mit einem Strohhut bedeckt.

Dießmal hievon genug! Richtet euch, ihr Hausväter und Hausmütter nach diesem; und thut ihr das; so werdet ihr den Nutzen davon erfahren.

Meine lieben Freunde!

Ich habe euch gleich Anfangs versprochen, ich wolte euch hin und wieder einige schöne Erzehlungen mit einmischen; ich muß also nun wieder an mein Versprechen denken, und mich befleißigen, es euch zu halten.

Ich will euch eine kurze Erzehlung von unsern Vorvätern und Landsleuten, nämlich

von den alten Deutschen

geben. Denn es muß euch doch daran liegen, auch zu wissen, was das für Leute gewesen sind. Höret mir nun aufmerksam zu.

Die alten Deutschen waren recht brave Leute; aber auch wieder recht böse Leute, wie mans nehmen will. Sie hatten recht viel Gutes vor andern Völkern an sich: aber gewiß auch viel Schlimmes. Ich muß euch

euch nur erst ihre Untugenden sagen. Sie raubten gerne, und die Rauberey war beynahe bey ihnen ein Handwerk worden. Davon erzehlen gar viele aufgezeichnete Historien, und davon zeugen auch die vordem da gewesenen vielen Raubschlösser. Sie soffen und zechten gerne. Hörner von erlegten Thieren waren ihre Trinkgeschirre. Und so wie allemal die schändliche Trunkenheit mit noch mehreren Lastern vergesellschaftet ist, so wars auch bey ihnen: sie zankten und prügelten sich gerne. Sie haben immer den Degen bey sich gehabt, und sind selten, wenn sie beym Trunke waren, ohne blutige Köpfe nach Hause gegangen. Das Spiel haben sie auch sehr geliebt. Sie haben nicht nur manchmal alles vom Leibe, sondern auch öfters ihre Freyheit verspielet, so, daß einer des andern Knecht worden ist. Das waren nun ihre Fehler.

Aber sie hatten auch grosse und vortreffliche Tugenden. Und die grö-

ste ihrer Tugenden war wohl die Tapferkeit im Kriege. Die Römer haben bey keinem Volke so heftigen Widerstand gefunden, als bey denen Deutschen; ja die tapfern Römer mußten denen noch tapferen Deutschen selbst weichen. Die Redlichkeit war bey ihnen im höchsten Grade anzutreffen. Was sie einmal zugesagt hatten, das hielten sie treu und unverbrüchlich. Deswegen kommt das Sprüchwort her, das noch heut zu Tag üblich ist, wenn man einen braven Mann beschreiben will: Er ist alter ehrlicher Deutscher. In ihrer Freundschaft waren sie unverbrüchlich, und alle Falschheit war bey Freunden verbannt. Deswegen haben sie auch die Römer gerne zu ihren Leibwachten gehabt. Und ob sie gleich in denen ältesten Zeiten keine, wenigstens nur halbe, Kleider trugen; so waren sie doch sehr keusch. Man hat wenig gehöret, daß sie Hurerey und Ehebruch getrieben hätten. Den Ehebruch, wenn er ja begangen worden

ist,

ist, haben sie also bestraft. Der Mann schnitt seiner Frau, die im Ehebruch ergriffen wurde, die Haare ab, rief alle ihre Anverwandte dazu, nahm eine tüchtige Peitsche, und jagte sie nackend aus dem Hause durch das ganze Dorf oder Flecken. Die Arbeit war bey ihnen etwas gleichgültig. So gar sehr haben sie selbige nicht geliebt, so lange kein Krieg war. Sie legten sich dann auf die Bärenhaut. Seht, darum sagt man noch jetzt: du fauler Bärenhäuter!

Vor dem zwanzigsten Jahre haben sie selten geheurathet. Ihre Wohnungen waren tiefe Löcher in der Erde, die sie mit Reisern und Erde überdeckten. Nach und nach entstanden schlechte Bauerhütten daraus. Ihr Bett war die blosse Erde und Stein. Nur die Vornehmsten unter ihnen nahmen zum Schlafen allerhand Häute von den Thieren. Ihre gewöhnliche Speise war Brod, Milch, Butter und Käse. Ihr Trank

Wasser und Bier .... vielleicht Wein bey denen, die weiter an Gallien wohnten. Die Schüsseln waren von Holz, die Trinkgeschirre, wie ich schon sagte, Hörner von Auerochsen. Sie assen auf bloßer Erde, oder auch auf einem niedrigen Tische. Die Sitze waren Häute, Gras oder Heu. Das Fleisch schnitten sie nicht mit Messern in Stücken, sondern zerrissen es mit den Händen und Zähnen. Ihre Kleidung war sehr schlecht. Bis in das zwanzigste Jahr giengen sie auch in der grösten Kälte nackend. Dann nahmen sie eine Decke von Holzrinde, oder eigentlich von Matten, oder ein Fell von Thieren, und bedeckten damit den Leib, aber so, daß die Beine beyderseits bis an den Bauch unbedeckt blieben. In den ganz ältern Zeiten trugen sie auch keinen Hut, sondern sie giengen im bloßen Kopf. Im Kriege haben sie die Haut vom Kopfe eines wilden Thieres aufgesetzt, um den Feinden desto schrecklicher ins Auge zu fallen. Die ersten Hüte, die sie trugen, waren

von

von rothem Tuch; sie waren entweder rund, oder viereckicht, oder ganz hoch in die Höhe stehend. Ihr grösster Putz war lange Haare. Die Männer trugen auch einen langen Bart.

Der Stand bey den alten Deutschen theilte sich in vier Arten: Adeliche; Freye; Freygelassene; Knechte oder Sklaven. Wer sich im Kriege wohl gehalten hatte, wurde in den Adelstand erhoben; und wer unter denen Adelichen sich den grösten Ruhm erworben hatte, der ward zum König oder Feldherrn gemacht. Das Kennzeichen der Adelichen war ein grosser Knebelbart. .... Der Stand der Freyen war nach jenem der erste. Die Freyen bekamen grosse Kriegs- und Ehrenämter, öfters auch den Adelstand. Freygelassene waren solche, die sich in der Knechtschaft wohl gehalten hatten, und also zur Freyheit, Kraft eines Freyheitsbriefes, befördert wurden. Der Stand der Knechte oder Sklaven bestand aus gefangenen Soldaten,

oder aus denen Kindern der Knechte, die wieder Knechte seyn mußten. Dieser leztere Stand war freylich der geplagteste.

Der Bauernjunge und der Fluß.

Ein Bauernjunge wurde von seiner alten Mutter mit Butter zu Markte geschikt. unterwegs kam er er an einen Fluß, der ihn aufhielt. Er legte sich also am Ufer desselben nieder, weil er sich einbildete, daß er bald ablaufen werde. Gegen Mitternacht endlich kam er mit seinem ganzen Kram wieder nach Haus. Die Mutter wurde über ihn unwillig, und fragte ihn: warum er nichts verkauft hätte? Ja Mutter, antwortete der Junge, dort ist ein verzweifelter Fluß, der den ganzen Tag nicht aufgehört hat zu laufen. Ich habe lang genug gewartet, und dachte, er würde endlich einmal ablaufen, daß ich hinübergehen könnte, aber er läuft noch.

Der

Der treue Bediente.

Ein vornehmer Herr hatte die Gewohnheit, seinem Bedienten alle Morgen ein schriftliches Verzeichniß von demjenigen zu geben, was er des Tags über thun sollte. Der Diener lebte seiner jedesmaligen Vorschrift auf das gewissenhafteste nach, und wenn ihm etwas nicht sogleich einfiel, so zog er nur seinen beschriebenen Zettel zu Rath. Nun trug sichs einmal zu, daß sein Herr bey nasser und kothiger Witterung ausgieng, da glitschte er mit dem einen Fusse aus und fiel zur Erden nieder. Der Diener besann sich, ob er seinen Herrn wieder aufheben sollte. Also sah er geschwind in seinen Zettel. Weil aber sein Herr diesen Fall darinnen nicht mit aufgeschrieben hatte; so hielt er es für seine Pflicht, bey ihm stehen zu bleiben, und ihn nicht aufzuheben; .... hob ihn auch nicht auf.

Das Lämmchen.

Ein junges Lämmchen, weiß, wie Schnee,
Gieng einst mit auf die Weide.
Muthwillig sprang es in dem Klee
Mit ausgelassener Freude.

Hopp, hopp! giengs über Stock und Stein
Mit unvorsichtigem Springen.
Kind, rief die Mutter, Kind, halt ein!
Es möchte dir mißlingen.

Allein das Lämmchen hüpfte fort
Berg auf, Berg ab, in Freuden.
Doch bald mußt es am Hügel dort
Für seinen Leichtsinn leiden.

Am Hügel lag ein grosser Stein,
Den wollt es überspringen.
Seht da! es springt, und — bricht ein Bein.
Aus war nun Lust und Springen.

Viertes Stück.

Von der Gesundheit, und Hausmitteln in Krankheiten.

Die Gesundheit ist eines der angenehmsten Geschenke Gottes. Wer sie vernachläßigt, der begehet eine wahre Undankbarkeit gegen Gott, eine Ungerechtigkeit gegen sich selbst und seinen Nächsten. Der Mangel der Gesundheit überzieht die Seele mit einem traurigen und verdrüßlichen Wesen, wodurch ein solcher Mensch sich selbst, und allen denen, die um ihn sind, zur Last wird. Und sind die mannigfaltigen und oft unheil-

heilbaren Schmerzen des Körpers und die peinlichen Kuren nicht Lehrer genug, daß die Gesundheit ein vortreffliches Gut sey? desto mehr sollte sich ein jeder bemühen sie zu erhalten.

Die Mäßigkeit, Ordnung, Arbeitsamkeit und Leibesbewegung sind die Hauptstützen der edlen Gesundheit. Dieses sagt uns der gelehrte Arzt nicht allein, sondern die Erfahrung und eine geringe Aufmerksamkeit auf uns selbst, lehret es uns ebenfalls.

Ich will auch einige allgemeine Regeln zur Erhaltung eurer Gesundheit geben.

Nichts ist der Gesundheit schädlicher, als eine eingeschlossene dumpfichte Luft. Oeffnet deswegen bey warmer Jahrszeit alle Tage, wenn kein Nebel ist, an jedem Morgen und Abend Fenster und Thüren eurer Stube, uud haltet sie am Mittag,

wenn

wenn die Hitze am grösten ist, von der Seite zu, wo die Sonne scheinet. Selbst des Winters müsset ihr alle Tage um Mittagszeit die Fenster und Thüren einige Minuten aufmachen, daß ihr die durchstreichende frische Luft in eure Stub bekommt, welche die eingeschlossene dumpfichte Luft, die durch den warmen Ofen noch dicker und ungesunder gemacht wird, hinaustreibet, und ihr an ihre Stelle eine reine und gesunde Luft erlanget. Wir Landleute setzen uns manchmal in eine Stube, darinnen eine solche ungesunde dicke Luft ist, daß es tausendmal besser wäre, wenn wir in dem Hausplatze oder Hofe uns hinsezten. Wenn unser Ofen und unsere Gesichter nicht glühen; so glauben wir nicht, daß wir eine warme Stube hätten. Ausserdem daß wir dadurch unnöthiger Weise viel Holz verbrennen, so ist es auch sehr ungesund. Zu grosse Hitze und zu grosse Kälte ist der Gesundheit nachtheilig. Es ist allezeit besser, sich gegen die gar zu strenge Kälte durch warme

Kleider, als durch den zu warmen Ofen zu schützen.

Trockene und kalte Luft ist die gesündeste; heiße schwächet; feucht und kalte zusammen, steckt an und verderbt die Säfte.

Seyd ihr erhitzt, so stellet euch dem Luftzug nicht aus!

Zu Mittag setzt nie den entblößten Kopf der Sonne aus. Von einem sehr warmen Zimmer gleich in die Kälte .... und so auch umgekehrt .... von der Kälte sogleich in ein sehr warmes Zimmer zu gehen, ist schädlich.

Haltet euch reinlich und lasset es euch nicht einerley seyn, ob euer Körper voll Schweiß und Staub ist, oder nicht. Aus der Unreinlichkeit ziehen wir uns manche Krankheit zu. Wer Gelegenheit hat, der bade sich fleißig im fliessenden Wasser, es ist der Gesundheit sehr zuträglich.

Das viele Fleischessen und die warmen Getränke, als Thee und Coffee, sind unserer Natur schädlich. Ersteres macht Schärfe; letztere verderben und schwächen den Magen, und die Nerven.

Dagegen sind alle Gartengewächse zum Exempel, als Obst, Gemüse und Kräuter und Milchspeisen viel gesünder.

Das Brod sey wohl ausgebacken, trocken und nicht spündig; zähes, feuchtes, warmes Brod ist ungesund.

Man esse und trinke nicht sogleich, wenn man sehr erhitzt, oder in heftiger Gemüthsbewegung, als Schrecken und Aergerniß ist.

Gar zu salzige und zu stark gewürzte Speisen sind schädlich, sie reizen, verschärfern und entzünden das Blut.

Man kaue die Speisen wohl, damit sie desto leichter verdauet werden können.

Man esse und trinke nicht zu viel, am wenigsten des Abends.

Sobald das Essen nicht schmeckt, so verlangt die Natur Ruhe und Enthaltung; es ist also unsinnig, den Magen zwingen und überladen zu wollen.

Der beste Trank ist das reine, frische Quellwasser. In den vornehmsten Häusern werden jetzt die Kinder mit nichts anders erzogen. Und wer dabey bleibt, wird von mancher Krankheit verschont bleiben.

Auch die Milch ist ein balsamisches Nahrungsmittel.

Auf fette und süsse Speisen Wein trinken, ist nicht gut.

Im Schweiß kalt trinken, verursacht Entzündungen, Seitenstich, und Lungenkrankheiten. Man warte also, bis sich die Hitze gelegt hat.

Bewegung stärkt, befördert den Umlauf des Bluts, reizt die Eßlust, macht sanften Schlaf, verarbeitet den Nahrungssaft und erhält die Gesundheit.

In grosser Hitze Bewegung machen, ist schädlich.

Laufen, Springen und Ringen ist den Kindern zu gestatten; sie werden groß, fest und stark dabey. Nur verhüte man, daß keines Schaden nehme, und präge ihnen ein, daß sie nach der Erhitzung sich nicht schnell abkühlen und kalt trinken.

Aber schwachen, kränklichen und zum Bluten geneigten Kindern ist das laufen schädlich.

Die schrecklichsten Gifte für Leib und Seele sind die heftigen Begierden, die man Affekten nennet, als: Zorn, Wollust, Heftigkeit, heimlicher Neid, Unzufriedenheit, versteckte Rachsucht, das ewige Sinnen und Grübeln, wie man reich werden will. Hütet euch dafür, wenn euch Ruhe, Schlaf, Munterkeit, Gesundheit und Leben lieb ist.

Ein gesunder Schlaf muß ruhig und ohne Träume seyn.

Zu langer Schlaf macht träge, faul und dumm.

Nach dem Essen sogleich zu Bette gehen und schlafen, ist ungesund.

Der Mittagsschlaf macht träg, schwer und häuft das Geblüt gegen den Kopf. Spürt man eine Neigung dazu; so gehe man sogleich aus.

Man

Man lege sich nie auf feuchtes Gras, im Garten unter Bäume, oder an einen Ort, wo die Luft einen Durchzug hat, schlafen, weil Kälte und Feuchtigkeit auf den schlafenden Körper stärker wirken.

Heftige, unruhige, fürchterliche Träume, öfteres Aufwachen, Müdigkeit nach dem Schlaf sind Zeichen einer verborgenen oder bevorstehenden Krankheit.

Denen, die unruhig schlafen, rathe ich, Abends wenig zu essen, nur etwa Suppe oder Gemüs zu geniessen, sich vom Wein zu enthalten, vor dem Schlafengehen ein Glas kaltes Wasser zu trinken, sich leicht zuzudecken und in einem kalten Zimmer zu schlafen.

Man gewöhne sich in gesunden Tägen, unter leichten und dünnen Bettdecken zu schlafen, da die dicken Federsäcke nur Hitze, Schweiß und Mattigkeit machen.

Man hüte sich vor vielen Arzeneyen und gewöhne sich auch nie daran. Und wenn man sie im Nothfall einnehmen muß; so nehme man sie von solchen Leuten, welche die Arzneykunst recht verstehen und nicht von einem jeden Marktschreyer. Bedienet euch auch nicht der so genannten Hausmittel, welche euch oft sehr angerühmt werden. Die Mittel können wirklich sehr gut seyn gegen diesen oder jenen Zufall; ob ihr aber nun gerade diesen Zufall habt, das könnet ihr nicht so sicher beurtheilen; es kann ein geringer fremder Umstand bey euch dazu gekommen seyn; ihr könnet eine ganz andere Natur haben, als der, dem das angerühmte Hausmittel geholfen hat; und so kann es euch, anstatt nützlich zu seyn, schädlich werden. Deswegen ist es immer besser, ihr fraget einen Arzt darum, der wird euch sagen, ob ihr das Hausmittel ohne Gefahr brauchen könnet.

Wer bey solchen Kranken seyn muß, deren Krankheiten leicht anstecken, der schlucke den Speichel nicht in sich, sondern spüle vielmer den Mund oft mit Weinessig oder Wasser aus. Er kaue oft, besonders des Morgens, wenn man noch nüchtern ist, Wachholderbeeren, esse Weinrauten und halte besonders seine Mahlzeiten nie in der Stube, wo der Kranke liegt. Kann der Kranke einige Minuten auf seyn, und in eine Nebenkammer gehen; so machet sogleich die Fenster und Thüren in der Krankenstube auf, daß die böse Luft aus der Stube hinaus .... und reine, frische Luft hineinziehe. Wenn die Fenster und Thüren nur vier Minuten aufstehen können; so ist es schon gut. Dann ist auch sehr dienlich, die Stube oft mit Essig oder Wachholderbeeren auszuräuchern. Hütet euch besonders bey Krankheiten, zumal den hitzigen, des Winters zu warme Stuben zu machen. Sie sind nie gesund, und bey Krank-

heiten noch dazu höchst schädlich und gefährlich.

Glaubet ja nicht, meine Freunde, daß, was euch nicht unmittelbar sogleich schadet, was ihr bey den Kräften der Jugend nicht fühlet, würde euch nie schaden. Oft zehen, zwanzig Jahre hernach empfinden wir erst die bösen Folgen einer unordentlichen Lebensart und der Vernachläßigung unserer Gesundheit. Wie oft muß man nicht erst im Alter die Fehler seiner Jugend büssen! Und wie kränkend muß es einem seyn, wenn man sich den Vorwurf machen muß, daß man sich durch seine Unachtsamkeit und durch sein unordentliches Leben eine Krankheit oder wohl gar den Tod zuziehet!

Ich muß euch vorzüglich an einige Fehler erinnern, die ihr gemeiniglich begehet, wenn ihr krank geworden seyd. Aus hergebrachter Gewohnheit sucht ihr euch durch dieses oder jenes zu helfen, wodurch ihr

eure

eure Krankheit nur noch schlimmer macht oder euch wohl gar ums Leben bringt.

Wenn ihr den Anfang einer Krankheit bey euch merket, dann laßt ihr euch gemeiniglich von dem Barbier oder Bader eine Purganz geben. Die soll euch, nach eurer Meynung, wieder gesund machen. Ihr solltet aber bedenken, daß die wenigsten von diesen Leuten sich darauf verstehen, was bey einem Kranken innerlich zu brauchen sey. Und ihr solltet auch darum so gescheid seyn, und nichts von ihnen einnehmen. Manchmal kann freylich eine Purganz oder ein Brechmittel beym Anfange einer Krankheit sehr nützlich seyn.

Aber es giebt auch solche Krankheiten, welche durch Purgiren oder Brechmittel nicht abgewendet, sondern oft tödtlich gemacht werden. In welchen Umständen ist es nun gut, etwas zum Purgiren oder zum Er-

brey-

brechen einzunehmen? das können wir nicht wissen, und unser Barbier weiß es auch nicht. Ihr solltet also demselben eure Gesundheit, die ja euer kostbarstes Gut auf Erden ist, nicht so leichtsinnig anvertrauen.

Ich habe auch wahrgenommen, daß ihr, wenn euch nicht wohl ist, Brandwein trinket, und euch einbildet, der könne euch wieder gesund machen. Aber in manchen Umständen ist das höchst schädlich. Das werdet ihr leicht begreifen, daß es unsinnig wäre, in einer hitzigen Krankheit Brandwein oder auch nur Wein zu sich zu nehmen. Denn dadurch wird ja, wie ihr selber wisset, die Hitze, die so schon im Leibe ist, vermehret, und natürlicher Weise die Krankheit vergrössert und gefährlicher gemacht. Nun aber sagt mir doch einmal, ob ihr, wenn ihr anfanget krank zu seyn, und euch mit Brandwein, oder auch nur Wein helfen wollet, ... ob ihr, frage ich, alsdann gewiß wisset, daß die anfangende Krankheit bey euch

nicht

nicht in eine hitzige Krankheit ausschlagen werde? Das werdet ihr wohl schwerlich wissen. Nun überlegt selbst, ob ihr euch nicht einer grossen Gefahr aussetzet, wenn ihr so aufs ungewisse sogleich etwas hitziges trinket, so bald ihr spüret, daß euch nicht recht wohl ist?

Wenn ihr eine Unordnung in eurer Gesundheit bemerket, dann könnt ihr nicht sicherer gehen, als wenn ihr folgende Regeln beobachtet. Denn manche Krankheit, die Anfangs klein war, ist blos durch eure Vernachläßigung und Eigensinn auf einmal heftig und gefährlich worden.

1) Lasset alle Arbeit liegen, wobey ihr euch zu sehr angreifen müsset, und die euch zu müde macht. Dagegen verrichtet nur leichte Arbeiten und macht euch eine mäßige Bewegung. Es ist besser, deine Geschäfte bleiben zween oder drey Tage liegen, als daß du hernach drey oder vier Wochen im Bette liegen mußt.

Du

Du kannst ja deine Arbeiten durch einen andern verrichten lassen.

2) Esset alsdann wenig, oder gar nichts von nahrhaften und schweren Speisen, besonders vermeidet alsdann gänzlich das Fleisch und die Eyer. Trinket kein Bier, keinen Wein, noch vielweniger Brandwein. Keiner ist noch von Hunger gestorben, viele aber durch unvernünftiges Einstopfen der Speisen und Weintrinken.

3) Dagegen trinket viel Wasser, das nicht sehr kalt, sondern ein wenig überschlagen ist. Davon trinket des Tags wenigstens 1 bis 2 Viertel oder Maas. Unter ein Maas Wasser könnet ihr ein halbes Glas voll Weineßig mischen. Das wird euch wohl schmecken, und euch auch wohl bekommen.

4) Meidet die Luft, absonderlich den stinkenden Nebel,

Durch ein solches Verhalten wird oft einer schweren Krankheit vorgebeuget. Oder wenn auch manchmal dadurch die Krankheit nicht ganz abgewendet wird, sondern gleichwohl zum Ausbruch kommt; so wird sie doch dadurch verringert, und kann alsdann viel leichter geheilet werden.

Und wenn es dahin kommt, daß ihr wirklich krank werdet, und im Bette liegen müsset; so heizet nur nicht zu stark ein, machet bisweilen die Fenster auf, und lasset frische Luft in die Stube, die auch den gesündesten Menschen so nothwendig ist.

Auch habt ihr noch folgenden Fehler, den ihr ablegen müsset. Ihr getrauet nämlich euren Kranken, wenn sie schon vom heftigsten Durst geplaget werden, nicht so viel Masser trinken zu lassen, als sie verlangen. Er darf keinen Durst leiden. Es versteht sich aber, daß es gutes Wasser seyn muß, und daß es nicht ganz kalt darf getrunken werden.

Und

Und dann kommt ihr wohl auch mit einer Bier- oder Weinsuppe, oder mit Fleisch und andern Speisen, und nöthigt davon dem Kranken etwas auf, wenn derselbe gleich keine Lust hat, etwas zu essen. Ihr meynet, damit dem Kranken etwas zu gute zu thun. Er soll dadurch ein wenig Kraft bekommen, wie ihr euch einbildet. Aber da irret ihr euch sehr, wenn ihr das glaubet. Wenn der Kranke einen Widerwillen gegen das Essen hat; so müsset ihr ihm nicht zumuthen, daß er sich zwingen soll, etwas zu essen, denn dadurch wird seine Krankheit noch schlimmer gemacht, und so hat wohl oft mancher schon einen Kranken todt gefüttert. Ueber das sind bey Krankheiten Bier- und Weinsuppen und Fleisch ohnehin mehrentheils schädlich. Hat der Kranke Lust, so gebt ihm ein wenig Wassersuppe, oder gedörrtes Obst, oder auch reifes und frisches Obst.

Ferner ist es an euch zu tadeln, daß ihr, wenn ihr krank seyd, niemals

mals zu einem rechten Doktor schicket, sondern lieber ein jedes Mittel braucht, das euch von einer alten Frau oder Quaksalber angerathen wird. .... Was thut ihr aber, wenn euer Pferd oder eure Kuh krank ist? Nicht wahr, ihr holt alsdann einen Mann herbey, der als ein geschickter Vieharzt bekannt ist, und bezahlt ihm gerne seine Mühe? Und daran thut ihr recht. Aber wenn nun in eurem Hause jemand krank wird, der Mann oder die Frau, Sohn oder Tochter, Bruder oder Schwester, Knecht oder Magd, alsdann möget ihr keine Kosten anwenden dem Kranken Hilfe zu verschaffen. Höret, das ist eine abscheuliche Ungerechtigkeit. Aufs geradewohl brauchet ihr allenfalls, was ihr ohne Geld oder doch sehr wohlfeil haben könnet, und was euch von unwissenden Leuten vorgeschlagen wird. Wenn die Noth an dem Manne gehet, dann lauft ihr mit dem Urin des Kranken zu einem Quaksalber; der euch ein langes und breites aus dem Urin vorschwä-

zet. Diesem glaubt ihr alsdann in eurer Einfalt, und meynt Wunder was das für ein gescheidter Mann sey. Aber deutsch davon zu reden: ein solcher, der euch überreden will, daß er den ganzen Zustand des Kranken aus dem Urin ersehen könne, der ist ein Betrüger. Sagt nur, ich habe es gesagt. Es ist schlechterdings unmöglich, aus einer Feuchtigkeit, die blos vom Geblüte abgesondert wird, jede Krankheit, jeden besondern Zufall jedes Theils zu bestimmen. Nicht allemal zeigt er die Fehler des Blutes an. Wie soll man den daraus ersehen können, ob die Krankheit im Arm, in dem Fuß, in der Leber oder in den Därmen sizt? Ich sage euch noch einmal: die Uringucker sind Betrüger. Ja, sagt ihr, er hat doch schon manchmal aus dem Harn gesehen, was der und der für eine Krankheit gehabt hat, und ihm geholfen. Das mag wohl wahr seyn, aber wie giengs zu. Ich will euch nur einige von allen den Betrügereyen aufdecken, die solche Quak-

salber

falber treiben, und die ein jeder von dem andern lernt, und nach seiner List vervielfältigt.

Wenn sie so aus dem Urin die Krankheit weissagen wollen; so gebrauchen sie immer ein scharfes und aufmerksames Auge, welches auf alle Mienen des Gesichts und Beyfalls, den man ihnen giebt, acht hat. Merken sie es an dem Manne, daß die Krankheit errathen sey; so fahren sie in der Erzehlung der gemeinen Zufälle fort. Sehen sie aber, daß der Bauer stutzt, so hören sie auf, stellen sich geheimnißvoll, fallen auf etwas anders, bis der ein Zeichen giebt, daß dieses eingetroffen.

Ich kenne einen solchen Arzt. Der hat eine Schwester: Die muß, auf sein Anrathen in dem Zimmer herumgehen, acht zu geben, was die Leute sprechen, so den Urin bringen, und das, was man sagt, ganz einfältig aufzufischen, was man klagt, ob es eine Mannsperson, eine Frau,

oder Kind sey, ob es schon lange liege, ob viel Leute in dem Orte kranken, u. s. w. Unter dem Schein, dem Anbringer anzumelden, sagt sie nachdem, was sie herausgebracht hatte. Auf solche Art ists wohl gut rathen, nicht wahr?

Manche dergleichen Quacksalber haben oben in der Decke ihres Zimmers, wo die Harnbothen sich versammeln, ein Lauschlöchlein, wodurch sie alles vornehmlich hören können, was einer oder der andere herausplaudert. Wenn nun aber die Leute schweigen, so errathen sie es auch so leicht nicht. Dann helfen sie sich nur mit allgemeinen und nicht sichtbaren Krankheiten. Dann hat der Kranke Verschleimung auf der Brust, Verstopfung der Leber, oder es ist das Gekrös verschleimt u. s. w. Ueberhaupt errathen sie nur die Krankheit, und wissen sie nicht.

Aber mein Nachbar Hanns hat einen solchen Arzt einmal recht angeführt.

führt. Der wurd krank, und schickte, nach seiner löblichen Gewohnheit, seinen Harn zum Urinarzte ab. Dieser sagte seine Sprüche daher und verschrieb was gegen das Fieber, das eben nicht viel schaden und nützen konnte. Mein Nachbar wurde kränker, verlor sein Zutrauen zum Urinarzt und überlies sich Gott und der Natur. Ohne Arzeney zu nehmen, brach sich die hitzige Krankheit und er wurde gesund. Nun wollte er doch wissen, was hinter dem Urinarzte sey; verschmitzt genug, um ihn auf die Probe zu setzen, gieng er ins Wirthshaus, aß Bratwürste und trank Wein. Dadurch wurde sein Harn so feurig, als wenn er in einer hitzigen Krankheit gelassen worden. Mit diesem nun im Glase stieg er zum Urinarzt, zeigte ihm solchen und bat ihn daraus wahrzusagen. Der Arzt beguckte ihn mit aufmerksamer Miene, rieß seine Augen auf, schielte ein wenig nach dem Mann hin, that, als wenn er die Krankheit darinnen erblickte, räusperte und fieng endlich

an, langsam, dehnend und mit einem prophetischen Geiste zu sprechen: „dieser Patient hat Fieber, klagt Hitze, Durst, Zerschlagenheit in den Gliedern, sieht roth im Gesicht aus, ist unruhig, hat keinen Appetit u. s. w. Mein Nachbar Hanns hörte dieser Erzählung ganz einfältig zu, ohne Beyfall und Bewunderung zuzulächeln, legte sein Geld auf den Tisch, machte einen Kratzfuß, dankte für die Mühe; als er aber bey der Thür war, wandte er sich um und sagte: Herr, ich bin der Kranke selbst, und bin, Gott sey dank, ganz gesund. Das es niemand, als die Wände, höreten, so schämte sich der geprellte Urinarzt nicht sehr, steckte sein Geld ein, schnitt Papier zu Recepten, und erwartete andere, die nicht so klug, als dieser Bauer, waren.

Aber noch von einer andern Gattung von Leuten habt ihr euch, wenn ihr krank seyd, zu hüten, nehmlich vor dem Rathe alter Weiber.

ber. Sie mögen sonst gute Leute seyn, aber zum Gesundmachen taugen sie nicht. Pulver und Bley haben nicht soviele Menschen vielleicht umgebracht, als die Anrathungen dergleichen Leute. Hier will ich euch ein artiges Histörchen erzehlen.

Es wurde einmal an der Tafel des Großherzogs von Florenz die Frage aufgeworfen, welches das stärkste Handwerk sey. Verschiedene sagten ihre Meinung darüber. Ein kluger und aufgeweckter Kopf behauptete, daß es keiner getroffen habe, sondern das stärkste Handwerk sey das Docktorhandwerk. Da ihm jedermann widersprach; so stellte er eine Wette an. Den folgenden Sonntag verband er sich das Gesicht und stellte sich an die Kirchthüre. Jeder vorbeygehende Bekannte fragte ihn, was ihm fehle? Ach, sagte er, ich leide grausame Zehnschmerzen und nichts will mir helfen. O da will ich ihnen gleich ein Mittel sagen .... brauchen sie dies .... das hilft gewiß

wiß, es ist nichts bessers auf der Welt. Dankend für den guten Rath, schrieb er sogleich das Mittel und den Namen des Zahnarztes in seine Pergamenttafel. In Zeit von einer Stunde hatte er zweyhundert Recepte und Namen der Zahnärzte auf seiner Schreibtafel stehen. Mit dieser gieng er Mittags zur Tafel des Herzogs, legte das Verzeichniß der medizinischen Rathgeber vor und überzeugte ihn, daß die Docktorskunst die stärkste Profeßion auf der Welt wäre.

Nehmt euch vor dergleichen Rathgebern in acht. Wie können sie wissen, was euch fehlet und was euch helfen soll? Geht dafür zu einem ordentlichen Arzt, der die Wissenschaft studiert hat. Wartet aber damit nicht, bis der Tod dem Kranken auf der Zunge sitzt, sondern geht bey Zeiten. Im Anfange kann noch gar leicht geholfen werden. Und wenn alsdann die erste Arzeney, die er euch verschreibt, nicht sogleich an-

anschlägt; so geht wieder zu ihm und gebt ihm von den Umständen des Kranken Nachricht und thut, was er euch verordnet. Berufet euch nicht darauf, daß ihr kein Geld hättet und weit zum Docktor in die Stadt hättet. Ein rechtschaffener Docktor wird euch aus Mittleid, aus Nächstenliebe und Gewissenspflicht umsonst helfen. Nur sagt es ihm gleich und aufrichtig, wenn ihr arm seyd. Und kostet es auch etwas; so lasset es euch nicht reuen; ihr könnt den Kranken vom Tode erretten. So lang ihr keine augenscheinliche Gefahr sehet, reuet euch jeder Groschen, den ihr ausgeben sollet. Nicht wahr, wenn der Kranke todt ist, gäbet ihr gerne zwanzigmal so viel darum? Ist der Weg weit in die Stadt zum Docktor; so bedenket, daß der Weg in die Ewigkeit noch weiter ist, daß der Vorwurf: hätte ich lieber den Arzt kommen lassen! einige Gulden nicht angesehen! noch länger daure. Bedenkt hernach, was die Leiche kostet, bedenket den Verlust der Haushal-

tung, wenn der Frau ihr Mann stirbt, oder dem Mann seine Frau, und es sind unerzogene Kinder da! Mich schaudert, wenn ich daran gedenke; und manche von euch können so leichtsinnig, so geizig seyn, und sich einem Quacksalber, einem unwissenden Bader, einer alten Frau überlassen, die sich wenig darum bekümmern, ob der Kranke stirbt oder nicht? Und stirbt auch der Kranke unter der Hand eines geschickten Docktors .... denn einem jeden kann ja doch nicht geholfen werden, ... so muß doch das eine große Beruhigung für euch seyn, wenn ihr euch in eurem Gewissen überzeugen könnet, daß ihr den Kranken nicht verwahrloset habt. Und ein gutes Gewissen .... auch in diesem Falle .... ist mehr werth, dann Gold und Silber.

Dießmal genug hievon! Wenn ihr diese Worte beherziget und euch darnach richtet; so reden wir vielleicht bey einem andern Besuche weiter, und da habe ich noch gar viel gegen

euch

euch auf dem Herzen. Ehe ich aber dießmal von euch Abschied nehme, meine lieben Hausleute; so muß ich mit euch, ihr meine lieben jungen Eheleute da, ein Wort noch besonders reden. Lasset eure Kinder hinausgehen, oder folget mir in eure Kammer.

* * *

Meine herzlich geliebten jungen Eheleute!

Was ich jetzo mit euch besonders reden will, das betrifft euer Ehebett, und die Erzeugung und Verpflegung eurer kleinen Kinder.

Gott hat euch, nach seiner weisen Einrichtung, in einen Stand gesezt, wo ihr mit allem Rechte die eheliche Pflicht einander leisten, und das menschliche Geschlecht vermehren helfen sollt. Ihr begehet aber in diesem Stande so sehr viele Fehler und Sünden, die eurer Gesundheit sehr schaden, und einen nachtheiligen Ein-

fluß auf eure zu erzeugende Kinder haben. Ich will euch dießmal nicht alles sagen, was ich davon weiß, sondern nur einiges.

Es muß euch sehr viel daran liegen, daß ihr starke und gesunde Kinder zeuget. Das könnet ihr, weil ihr selbst gesund und stark seyd.

Bedenket, was wir beym ersten Anfange im Mutterleib sind? Ein Bläßchen voll gelben Wassers und eine kleine weisse Linie darinn. Das ist der Anfang des Monarchen und des Bettlers. Wollt ihr schöne und gesunde Kinder haben; so bitte ich euch, braucht Maas in der Verrichtung eurer ehelichen Liebe. Sehet nur die Thiere an. Fast alle haben nur eine gewisse Zeit im Jahre zu ihrer Begattung, und die Weibchen lassen, wenn sie einmal trächtig worden sind, das Männchen nicht mehr zu, damit das Junge in seiner dunkeln Werkstätte nicht beunruhigt oder verdorben werde. O ihr guten Eheleute! ich wünschte,

te, daß ich euch dieses nicht umsonst sagte .... daß ihr mich hier verstündet. .... Ich sehe, daß ihr mich verstanden habet. Der Mensch hat Freyheit, sich zu allen Zeiten im Jahre fortzupflanzen; aber, nebst diesem Vorrecht hat er auch die Vernunft, daß er diesen schönen Trieb lenken, regieren und in den Schranken der Ordnung erhalten soll. Wenn ihr .... es sey nun Mann oder Weib .... in eurem Ehestande freywillig, aus allerley niederträchtigen Absichten, auf irgend eine Art, der Vermehrung eurer Familie schadet, das Entstehen eurer Kinder selbst hindert, und da nur eure geile Lust sättigen wollet; so wisset und höret: daß die Strafen Gottes auf denjenigen Lastern besonders ruhen, welche in ihrer Finsterniß das Auge der Obrigkeit nicht sehen kann. Gott wird euch richten.

Ich kann euch, meine liebe Frauen, wenn ihr schwanger seyd, nichts bessers empfehlen, als eine beständige Gleichmüthigkeit. Bleibt immer gelassen;

lassen; erzürnet euch nicht, und erschrecket vor nichts. Eine heftige Einbildung oder ein plötzlicher Schrecken machet, so wenig ich es euch erklären kann, das sogenannte Versehen der schwangern Mütter, und ist gar oft an den Mutter-Zitter-Feuer-Brandmälern, wie ihr sie nennet, schuld. Gewöhnt doch deswegen eure Kinder, die auch einmal in den Ehestand treten sollen, von frühen Jahren an, über nichts zu erschrecken. Das wird euch manche unnöthige und oft lächerliche Angst ersparen und euch vor mancher Gefahr sicher stellen. .... Hütet euch in eurer Schwangerschaft vor starken und hitzigen Getränken. Trinkt doch ja keinen Wein und Koffee. Diese sind es, aus denen schon so viele Kindbetterkrankheiten entstanden sind, von welchen unsere Voreltern nichts gewußt haben. .... wenn, meistens nach neun Monaten, die Nägel an Fingern und Zehen alle wohl gebildet sind, und die Oberhaut sich überall ausgebreitet hat; so hat das Kind

seine gehörige Reife. Kommt es früher: so ist es noch zu schwach, will immer schlafen, kann die Luft nicht ausstehen, friert immer und ist oft zum Wimmern zu schwach. Zur leichten und richtigen Geburt macht freylich die Natur allemal die besten Anstalten. Indessen, wenn eure Hebammen und ihre Beyfrauen bey einer widernatürlichen Lage des Kindes, oder wegen andern mißlichen Umständen, ängstlich werden und sich nicht mehr zu helfen wissen; so sollt ihr doch vorhero, ehe die Stunde der Angst kommt, ... besonders da bisweilen auch eine übereilte Geburt eintritt, ... es, als vertrauliche Ehegatten ausgemacht haben, daß ihr in einem schweren Fall gleich nach der Stadt schicken und euch die geschikte Hand des Mannes, den die Obrigkeit dazu gesezt hat, ausbitten wollet. Ihr seyd diese Pflicht euch selber, eurem Ehegatten, dem Kinde, das gebohren werden soll, und den übrigen Kindern, wenn ihr schon einige habt, schuldig. Ihr dürft euch nicht daran

stos=

stossen, als wenn ihr dadurch gegen die Schamhaftigkeit fehltet. Ich versichere euch, die besten und untadelhaftesten Frauen haben sich schon oft dieses Mittels bedient, und haben Gott gedankt, daß ein Geburtshelfer in der Nähe war. Ich wünschte nur, daß in allen Städten und in einem jeden Bezirke dergleichen nützliche Leute anzutreffen wären. Glaubt mir, ihr und euer Kind könnt durch eine ungeschikte Hebamme, auch oft ohne ihr Verschulden, wenn sie einmal in der Angst ist, beschädigt, verlezt .... euer Kind umgebracht .... oder ihr sonst auf eine Art zeitlebens ein unglückseliges Weib werden. Die natürliche Pflicht, meine liebe Frauen, daß jede Mutter selbst ihre Kinder an die Brust legen und säugen soll, brauche ich euch wohl nicht erst zu beweisen. Die vornehmen Leute müssen es uns Landleuten zum Lobe nachsagen, daß wir es hier nicht so unnatürlich machen, wie manche vornehme Mütter, die immer etwas eigenes haben wollen, und ihre eigene

Brust

Brust ihrem Kinde entziehen. Aber erinnern muß ich euch, daß ihr dem Kinde auch die erste Milch, die nach der Niederkunft in die Brüste tritt, zukommen lasset. Diese erste Milch unterscheidet sich von der darauf folgenden, daß sie etwas dünner und säuerlicher ist. Manche Hebammen und Mütter meynen oft, diese erste Milch sey dem Kinde nicht gesund. Aber das ist eben die Absicht des Schöpfers bey dieser ersten Milch, daß sie das Kind genieſſen soll. Sie soll zugleich ein gelindes abführendes Mittel seyn, um das Kind von dem Mutter- oder Erbkothe zu befreyen, der sich durch neun Monate in seinen Gedärmen gesammelt hat. Alle Säfte und Arzneyen des Apothekers sind dem Kinde nicht so heilsam, wie das, was aus dem Blute kommt, und an welches es von seinem ersten Entstehen an gewöhnt ist, und alles andere greift das arme Würmchen, das fast noch nichts vertragen kann, zu stark an. Die süssen Molken, oder Milch mit Ey-

weiß zum Gerinnen gebracht, ist noch das Einzige, was jeder natürlichen Abführung am nächsten kommt. Ihr könnt also, wenn die Frau nach der Niederkunft eine Zeitlang geruhet und geschlafen hat, das Kind gleich anlegen, und es wird euch nicht reuen, wenns gleich in unserm Dorfe oder Gegend nicht so gebräuchlich ist. Säugt das Kind ehe die Brüste von Milch strotzen; so springen auch die Warzen nicht so leicht auf. Die Mutter muß sich bey dem Säugen vor = und niederwärts beugen, und das Kind niedrig legen, desto leichter wird hernach die Milch von selbst dem Kind in den Mund fliessen. Wenn die Brust oder auch nur die Warze aufspringt; so bestreichet sie mit frischem süssem Mandelöl und streuet feingeriebenen Zucker darauf, aber ja nicht mit Brandwein, denn da macht ihr sie noch mehr wund und durchgesogen. Oder ihr könnt auch halb Wein, halb Wasser nehmen, etwas Zucker und Honig darein thun, und damit den Schaden waschen.

So

So lange ihr säuget, so trinket ja nicht viel Wein oder Koffee. Denn alles, was ihr alsdann esset und trinket, theilt sich eurer Milch mit und ihr bringt das in den zarten Leib eures Säuglings. Sollt auch eine Frau gleich nach der Niederkunft etwa wegen starkem Blutverlust, oder aus andern Ursachen Arzney nehmen müssen; so höret damit auf, besonders wenn eine Säure darinn wäre, sobald das Kind Milch zu trinken anfängt. Viel trinken muß die Säugerin freylich. Sie bekommt Durst, weil sie so viele Säfte verliert. Sie kann dahero in der Nacht immer Wasser bey sich stehen haben. Auch darf sie zeitiges Obst geniessen. Wenn ihr eben heftig im Zorne gewesen seyd; so legt doch ja das Kind nicht an die Brust. Folget doch einmal, und säuget euer Kind nicht mehr im Bette, wo ihr in Gefahr seyd, darüber einzuschlafen. O wie manche Mutter hat schon bey der Nacht im Schlaf ihr Kind an ihrer eigenen Brust erdrükt! .... Wenn ihr

wirklich gar keine Milch habt, auch gar keine herbeyziehen könnet; so gebt deswegen das Kind nicht jeder Säugamme. Gegen das Blut, gegen die Säfte, gegen Essen und Trinken, gegen die Treue und Redlichkeit und insbesondere gegen die euch unbekannten, heimlichen Wollüste solcher Weibspersonen läßt sich gar vieles, mit grossem Rechte, einwenden. Ziehet da das Kind, in diesem Fall, lieber mit Wasser auf, und gewöhnt es zu Brodsuppen. Man hat Beyspiele, daß solche Kinder nachher doch grosse, starke und gesunde Leute geworden sind. .... Oft wollen die Kinder wegen der Mundfäulniß nicht gerne saugen; da fraget den Wundarzt um Rath. Auch ist ihnen von der Hebamme die Zunge oft nicht recht gelöset worden; und so lange dem nicht abgeholfen wird, können sie ohnmöglich saugen. .... Noch muß ich euch das sagen: Ihr müßt die Kinder freylich mit Windeln und Bändern einwickeln; sonst würden die weichen Glieder krumm,

und

und sie würden euch auch im Tragen vom Arm herabfallen. Aber das bitte ich euch nur: Bindet sie nur nicht zu feste ein, wie Gefangene, die in Ketten liegen müssen. Wenn ihr sie zu enge zusammenschnürt; so kann sich das Herz, die Lunge und die ganze Brust nicht natürlich und gehörig mehr bewegen, und das Kind muß alsdann schwer Athem holen. Und wenn ihr die Wickelbänder zu stark anziehet; so werden davon der Magen, die Leber und die Gedärme so zusammengepreßt, daß die Verdauung nicht ohne Schmerzen vor sich gehen kann. Ihr werdet mehr krumme Füsse unter den Menschen sehen, als krumme Arme. Seht! das kommt meistens mit daher, weil man dem Kinde früher erlaubt, die Arme aus den Fesseln herauszuziehen und sie frey zu bewegen, und dagegen die Schenkel und Füsse noch lange eingeknebelt lässet. Auch kommen oft die krummen Füsse unserer Kinder daher, weil wir sie zu frühe auf die Füsse, die noch nicht fest genug sind, stehen

und ihnen das Gehen versuchen lassen. Gewöhnt auch eure Kinder schon frühe an die linke Hand, wie die rechte zu gebrauchen. Wenn sie grösser sind, so lasset sie das einmal mit der linken .... das andermal mit der rechten Hand essen, und so lasset es sie in andern Dingen treiben. Eine Hand ist gebaut wie die andere, und durch Uebung wird die linke Hand so stark wie die rechte.

Vom Kinderbrey werdet ihr euch doch nicht zurückbringen lassen, und wenn ich euch gleich mit Grund und Wahrheit sagen wollte, daß schon viel Kinder deswegen gestorben sind. Aber das rathe ich euch, wenn ihr euer Kind lieb habt: stopft es nicht zu sehr mit diesem Brey, macht ihn nicht fett, laßt ihn recht kochen, gebt ihnen den Brey nicht, so lange er noch heiß ist, und erlaubet nicht jedem Mund, dem Kind vorzukauen, und seinen öfters gar unreinen Speichel damit zu vermischen.

Wolltet ihr mich noch fragen: wie lange die Mutter säugen soll? so gebe ich euch diese Regel: Sobald das Kind die ersten Zähne bekömmt; so ist das ein deutlicher Wink der Natur, daß es nun auch festere Speisen genießen soll. Denn diese Zähne sind offenbar zum Kauen bestimmt, und verursachen der Mutter Schmerzen während dem Säugen. Große Kinder saugen oft die gesündeste Mutter aus, und viele Frauen schwächen sich durch das lange, unnöthige und selbst dem Kinde alsdann schädliche Säugen für die Zukunft und ihr Alter mehr, als durch öftere Schwangerschaften nicht geschehen würde.

Wenn die Knaben einige Monate alt sind, soll der Vater oder die Hebamme nachsehen, ob sich die Haut vorne an der Eichel des männlichen Gliedes auch ganz herabstreifen lässet. Wo nicht; so kann man alsdann noch gar leicht helfen. Geschiehet das nicht; so ist der Mensch

nachher nie fähig, Kinder zu zeugen.

Wenn Kinder Schmerzen haben, bis die Zähne hervorgedrungen; so bestreichet das Zahnfleisch oft mit frischem, reinem Honig. Dadurch wird es erweicht und die Spannungen lassen nach.

(Andere Mittel weiter hinten.)

Und so weit dießmal, meine lieben Eheleute. Gott behüt' euch!

* * *

Da viele von uns armen Landleuten allzuweit von Städten, wo Apotheken sind, entfernt sind, auch leichtere Anfälle durch einige leichte Hausmittel füglich gehoben werden können; so will ich euch hier eine

Hausapotheke

verschreiben, oder euch ein kleines jedoch für euch hinreichendes Verzeichniß

zeichniß von solchen Kräutern und Arzeneyen geben, womit ihr in den ersten Anfällen euch helfen oder grossen Krankheiten vorkommen könnet.

Tausendgüldenkraut,

oder auch, wie ihrs nennt, Centaur, Fieberkraut, Bieberkraut, Erdgall, Aurin,

das ist ein bitteres Magenmittel, welches entweder mit Wein oder Brandwein angesetzt wird. Es dienet aber nur, 1.) wenn man sich den Magen mit Essen oder Trinken verdorben hat, 2.) wo die Galle zu wässericht und unwirksam, oder 3.) wo eine grosse Schlappigkeit in den festen Theilen ist. Dahero es mit Nutzen von Bleichsüchtigen, Aufgedunsenen, an der Verdauung leidenden, zur Wassersucht Geneigten, gebraucht wird. Auch dient es oft in wässerichten Geschwülsten nach dem kalten Fieber.

Wehrmuth oder Elz.

Ein ebenfalls sehr bitteres, die Galle, die Verdauung und Säfte verbesserndes Mittel. Man nimmt es entweder gerieben in Pulver oder schüttet Wein darüber, läßt es zween Tage stehen, und trinkt des Tags zwey oder drey Gläschen davon.

Schafgarbe oder auch Garbe, Schafripp, Kelken, Tausendblatt, Schabab, Gerwey.

Das Kraut sowohl als die Blüthen sind sehr heilsam in Verschleimung, Magenkrampf, Rückenschmerzen, Güldenaderfluß, Blutflüssen und nach kalten Fiebern. Man brühet sie entweder mit heissem Wasser an, läßt das heiße Wasser eine Viertelstunde darüber ziehen, und trinkt alsdann das Wasser; oder man kann auch Wein darüber schütten, und die Kraft ausziehen lassen.

Krausemünz, Gartenmünz, Münz, Deymenten,

wird mit siedendem Wasser, wie Thee, angebrühet, und wenn es gut ausgezogen hat, getrunken; stärket den Magen, vertreibt Krämpfe, lindert Brechen und zuweilen Magenschmerzen. Sie dienet sonderbar in weiblichen Nervenbeschwerden.

Huflattig, Huffelen, Brandlattich, Roßhub, Eselshuf, St. Quirinus Kraut,

das ist ein gar sehr edles mit Geld nicht zu bezahlendes Kraut. Nur muß es zu rechter Zeit, nehmlich vor Johannestag, gesammelt werden, und dann fein abgewischt, in Schatten gebreitet und getrocknet. Einige Blätter dieses Krautes werden mit siedendem Wasser, wie Thee, angebrühet und auf Kohlen bey gelindem Feuer wohl ausgezogen. So trinke man Morgens und Abends davon, hüte sich vor sauern Speisen, hitzigem

gem Getränke, heftiger Bewegung und Gewürz oder vielem Salz. Dieses Mittel hat schon viele Personen von der Schwindsucht aus dem Grunde kurirt, wo alle andere angewandte Mittel vergeblich waren. Nur muß man dabey nicht müde werden, und es fortsetzen, sollte es auch zwey, drey Jahre dauern. Es dienet in allen Brustkrankheiten und Husten. Statt des Zuckers thut man Honig darunter.

Taubenkropf, Erdrauch, Katzenkörbel, Taubenkörbel.

Ein bitteres, auflösendes und blutreinigendes Mittel. Man kocht es mit Wasser oder schüttet Wein darüber, und trinkt es kalt. Viel Aerzte loben es in Hauptkrankheiten, in Verstopfungen der Eingeweide, selbst in oder nach dem Fieber.

Klettenwurzel

hat einen seifenartigen, blutreinigenden Saft, welcher in verschie-

schiedenen Krankheiten die Säfte verdünnet, auflöset und ausführt. Man kocht eine Handvoll in einer halben Maas Wasser bis auf den dritten Theil oder die Halbscheid ein, und trinket es den Morgen über nach und nach. Dieser Trank ist sehr wirksam in Gliederschmerzen, Flüssen, Schärfe des Bluts, Verstopfungen der Gefäße, in Ausschlag.

Eibischwurzel

ist ausnehmend schleimicht; und wird daher im trockenen Husten, in Schmerzen des Leibes und beym Harnen, in der Heiserkeit des Halses mit Nutzen gebraucht. Sie muß aber bis zur Hälfte eingekocht werden. Statt dieser Wurzel brauchen einige Kleyenthee.

Hollunderblüthen, Hollerblüthen,

haben einen angenehmen Geschmack; sind ein leichtes, vortreffliches

ches und wohlfeiles Mittel, den Schweiß zu treiben. Man trocknet sie an der Luft, wo die Sonne nicht hin kann, und verwahret sie wohl. So viel man mit 4 Fingern halten kann, brühet man mit ein Seidel Wasser an, läßt sie eine Viertelstunde zugedekt stehen, und seihet das Wasser ab. Dieser Trank dienet in allen Anfällen und Krankheiten von zurükgeschlagenem Schweiß und von Verkältung; als Flüssen, Rothlauf, Katarchen, Gliederreissen, flüchtigen Schmerzen, Kopfweh und Fieberfrost. In Entzündung des Halses bereitet man von dem nämlichen Aufguß ein Gurgelwasser, und thut etwas Honig und Essig darunter. Auch äusserlich legt man diese Blüthen in Schmerzen und Geschwülsten von Flüssen, Gicht, Rothlauf, mit geröstetem Rockenmehl oder Kleyen auf. Nur hüte man sich, daß sie nicht zu heiß gebraucht werden. Kömmt die Geschwulst von einer Entzündung, so sind trockene Sachen schädlich, sie verursachen Verhärtung.

Cha-

Chamillenblüthen

sind würzhaft, bitter, schmerzlindernd. Man brühet sie auch mit siedendem Wasser an und trinkt davon Schaalenweis in Koliken, von Winden und Verkältung, in Krämpfen, in Mutterumständen, in Magenschmerzen, in Neigung zum Brechen.

Schleenblüthen.

Man trocknet sie in freyer Luft, und bewahret sie auf, und ziehet sie zum Gebrauch mit siedendem Wasser oder Wein aus. Sie haben eine laxirende Kraft, und sollen gegen Würmer dienlich seyn.

Wachholderbeeren

sind bitter, würzhaft, magenstärkend, hitzig, auflösend, urintreibend. In verdorbenen Magen einige Beere eingenommen, verbessern die Verdauung. Auch dienen sie zum Räuchern.

Weinstein

ist ein wohlfeiles und unentbehrliches Hausmittel in vielen Krankheiten. Man giebt ihn in Pulver zu 1 oder 2 Messerspitzen voll, alle 3 oder 4 Stunden; oder im Wasser, oder in Molken. Er kühlt, löset auf, treibt den Urin, widersteht der Fäulung und Hitze. Sehr nützlich ist dessen Gebrauch in allen Gallen- und Faulfiebern, in Bitterkeit des Mundes, nach einem heftigen Zorn. Deftere Gaben des mit Rhabarbara versezten Weinsteins leisten sehr gute Dienste in Verstopfung des Leibes, gesammelten Unrath, ausgegossener Galle, in der Kolik, in Faulfiebern, in der Ruhr, in Hämorrhoidalumständen.

Honig

ist gleichfalls ein nothwendiges Hausmittel. Er hat eine auflösende, eröffnende, schleimzertheilende Kraft, und man kann ihn mit besserm Nutzen,

als

als den Zucker, im Thee gebrauchen. Hauptsächlich leistet er sonderbare Dienste in Brustkatarrchen, im Husten mit oder ohne Fieber, in Verstopfungen, im Seitenstich, in der Lungenentzündung. Man läßt ihn bey gelinder Wärme schmelzen, und nimmt öfters ein Theelöffelgen voll ein. In hitzigen Krankheiten mischt man ihn unter das Gerstenwasser. Wer Süsses nicht leiden kann, mag nach Belieben Essig hinzuthun.

Essig

besizt ungemeine Heilkräfte und macht in vielen hitzigen Krankheiten das Hauptmittel aus. Man giebt ihn entweder mit Wasser, oder in Molken, oder im Gerstenwasser zur Annehmlichkeit. Hat man ihn auf diese Art bereitet und verdünnet; so dienet er in allen hitzigen Krankheiten, Faul- und bösartigen Fiebern, im Seitenstich, Lungenentzündung, widersteht der Verderbung der Säfte, vermindert die Fieberhitze, löscht den

Durst und dämpft die Schärfe. Für Ohnmachten ist er zum Anstreichen besser, als Melissengeist. Man hält ihn auch vor die Nase. Nur muß er von gutem Wein gemacht seyn.

Noch will ich euch

Einige Recepte

oder wohlfeile und leicht zu bereitende Hausmittel hersetzen, welche im Anfang der Krankheit füglich gebraucht werden können.

Für das Katarrfieber.

Man trinke den Tag 3mal, nämlich Früh, Abend und Nachts den Aufguß von Hollunderblüthe. 2) Nehme 3 oder 4mal des Tags ein Theelöffelgen voll Weinsteinrahm, esse wenig, meide die Luft, und dünste.

Mit-

Mittel gegen das kalte Fieber.

Man nehme an Fieberfreyen Tagen Früh, Nachmittag um 4 Uhr, und Abends ein Theelöffelgen voll von gleichen Theilen Weinstein und Wermuthsalz. Im Frost oder noch vor demselben trinke man fleißig Hollunderblüthenthee, esse wenig, meide die kühle Luft und den Zorn. In Herbstfiebern ist oft ein Brechmittel nothwendig, zuweilen auch in Frühlingsfiebern. Am Fiebertage braucht man keine Arzney, als warmen Thee, und hüte sich, daß nicht das Fieber einen mit Speisen gefüllten Magen antreffe. Man esse also 4 Stunden vor dem Fieber nichts. Vergeht nun auf diesen vorgeschriebenen Gebrauch und Lebensordnung das Fieber nach dem siebenden oder achten Anfall nicht; so frage man einen Arzt um Rath. Oft ist es nothwendig, daß das Fieber lange daure.

Im Durchfall.

Da nehme man Rhabarbara ein halbes Quentchen, esse wenig, besonders nichts fettes. Läßt er nicht nach; so nehme man den dritten Tag den dritten Theil von einem Quentchen geröfteter Rhabarbara, esse den Tage über nur einmal, und meide kühle Luft.

In der Ruhr, rothen Bauchweh,

nehme man Morgens von geröfteter Rhabarbara ein halbes Quentchen, trinke fleißig Molken, und zuweilen Thee, esse nichts als Gersten- oder Haferschleim, meide Verkältung und kaltes Trinken. Läßt der Durchfall nicht nach, so nehme man zwey, oder dreymal des Tags ein Theelöfelgen voll von einer gleichen Mischung aus geröfteter Rhabarbara und Weinstein. Ist der Mund bitter, die Zunge beladen, und man spüret einen Eckel vor dem Essen;

Essen; so nehme man alsobald Brechwasser, welches mehrentheils geschehen muß. Steigt die Krankheit, vermehrt sich das Fieber und ist die Kur allgemein heftig und bedenklich; so ist es sicherer, zum Arzt zu gehen, wiewohl auch dieser Anfangs selten was anders rathen kann. Denn eine heftige Ruhr läßt vor 7 oder 14 Tagen nicht nach. Wer gleich Anfangs braucht, hebt sie oft geschwind. Man gehe ja nicht ausser dem Zimmer, sondern halte sich einen Nachtstuhl oder was ähnliches. Gedult ist in dieser Krankheit nothwendig. Die Schmerzen und der Durchfall hören nicht eher auf, als bis die Materie ausgeleeret ist.

Für Flüße.

Trinke öfters von dem Aufguß der Hollunderblüthen, brauche Fußbäder, lege auf den schmerzenden Theil warme trockene Säkchen von gerösteter Kleyen oder Rockenmehl, und dünste früh im Bette. Dabey ist

nothwendig sich vor kühler Luft zu hüten, und, wenn es kalt ist, im Zimmer zu bleiben. Ist Hitze dabey so nehmet von gestossenem Salpeter zweymal eine Messerspitze voll in einer Gabe Hollunderbrey ein. Manchmal ist das Räuchern dienlich. Manchmal verlangt das Uebel auch stärkere Mittel, um welche der Doktor anzusprechen ist, besonders wenn der Mensch zuvor ungesund gewesen, oder wenn man die Krankheit hat zu weit einreissen lassen.

Gegen Gliederreissen.

Wenn die Krankheit noch frisch ist; so brauche man eben die vorhin gemeldte Mittel, und warme, trockene öfters erneuerte Säkchen, Abends ein Pulver von 15 Gran Salpeter und Krebsaugen nebst Hollunderthee. Meide den Wein, esse nur Gemüs, gekochtes Obst, wenn zugleich ein Fieber dabey ist. Bleibe des Morgens zwey Stunden länger im Bett und dünste.

In

In der Gicht.

Koche eine gute Hand voll Klettenwurzel in einer Maas Wasser zur Hälfte ein, thu etwas Hollunderbrey darunter, und trinke fleißig. Den Theil, wo die Krankheit sitzt, reibe fleißig mit warmen Flanell, oder wärme ihn mit Säkchen oder wollenen Lappen. Das Reiben mit warmen Flanell muß eine Zeitlang und mit Andrücken und Herabstreichen fortgesezt und wiederholt werden. Nimm dann Früh und Abends ein Theelöffelgen voll von Weinstein, Krebsaugen und Salmiack zu gleichen Theilen. Hüte dich für Wein, Gesalzenen, Sauerkraut und aller Verkältung. Aderlassen ist schädlich, Laxiren unnüz. Die Krankheit muß hauptsächlich durch Ausdünstung, Schweiß und trüben dicken Harn sich brechen. Wer kalte und feuchte Luft nicht meidet, kann nicht gesund werden. Die mehrsten halten sich nicht. In festsizenden Gichtschmerzen sind Schröpfköpfe oft wirksam gewesen.

Es giebt eine andere Art von hitziger Gicht, welche mit einem starken Fieber, geschwindem Puls und Durst begleitet ist, Aderläße fordert, und wie eine hitzige Krankheit behandelt werden muß. Von dieser werden starke und vollblütige nach einer starken Verkältung befallen.

Falsch ist es, daß die Gicht vom Zorne oder der Galle entstehe: Zornige werden aber eher davon befallen. Da diese Krankheit in manchen Gegenden gleichsam einheimisch ist, und langwierige Kopfschmerzen, Zahnweh, steifen Hals und Schiadick hervorbringt; so hat man sich um so mehr um geschwinder Herstellung zu bemühen und vor der Luft, als Ursache der Rükfälle, zu hüten. Oft können die Gichtpatienten im Bette alle Veränderungen des Wetters vorhersagen; man schliesse nun auf die besondere Wirksamkeit auf die mit der Gicht behaftete Körper.

In Krebsschäden.

Man enthält sich alles Fleisches, Bier und Weins; wogegen man Gartenfrüchte, Obst, Milch, Kräuter und von Mehl essen kann. Das Getränk von der Graswurzel oder Riedgras ist gut, die in einer reinen Quelle gesäubert, dann allmählig gedörret und zum Getränke bereitet wird. Der Krebsschaden selbst wird mit zerlassenem Myrrhenöl verbunden, und zuweilen mit Molken und Tamarindenmark laxirt.

In hektischen Brustbeschwerden.

nimm ein halb Pfund Harz und eben so viel gelbes Wachs, laß es zusammen in einem irdenen Gefäß über einem Kohlbecken schmelzen und gehe in einer zugemachten Stube im Dampf auf und ab.

Ein Trank für Hitze und Fieber.

Scheide warme Milch mit Essig oder Weinstein, seihe das Geronnene durch ein Tuch, werfe den Käß weg und trinke das durchgeseihte.

2) Mische einen Theil guten Weinessig mit 4. oder 5. Theile Wasser; hiezu thue 1. 2. oder 3. Loth Honig.

3) Koche eine Handvoll rauhe Gerste in einem Maas Wasser, bis sie aufspringt, dann seihe die Abkochung durch ein Tuch. Will man zugleich den Leib mit öfnen, so thue man, allenfalls zu einem Maas von diesem Getränke ein halb Loth Weinstein; oder ein Quentchen Salpeter.

4) Nimm von guten Aepfelschnitz, Zwetschen und getrockneten Weichseln von jedem 4. Finger voll, und koche sie in einem Maas Wasser. Einige thun, Annehmlichkeit halber,

Hüfen,

Hüfen, oder Haggenbutten dazu, einige Citronenschalen.

Niederschlagendes Pulver.

Nimm 2. Quentchen Salpeter; 1. Quentchen vitriolisirten Weinstein; ein halb Quentchen gemachten Zinnober. Reibe und mische es in einem Mörser zusammen. Von diesem nehme der Kranke ein Theelöffelgen voll früh und Abends mit warmem Thee. Ich empfehle es als ein gutes Hausmittel in heftigen Wallungen, gäh aufsteigenden Hitzen, nach heftigem Zorn, Aerger, Erhitzung, im Sonnenstich, Katharrfiebern, im Kopfweh und Flüssen, mit Hitze und Fieber.

In Zahnweh.

Bey hohlen Zähnen, oder Geneigtheit zum Scorbut nehme man 1. Theil Raute; 2. Theile Salven; insgesammt eine kleine Handvoll; giesse eine halbe Maas Wasser darauf

auf und lasse es bey gelindem Feuer allmählig sieden. Mit diesem Wasser nun wasche man den Mund und die Zähne wöchentlich zwey oder dreymal und halte das Wasser lau im Munde einige Zeit; hernach die Zähne mit den Fingern wohl gewaschen. Dieses Wasser kann an einem trockenen oder warmen Ort gesetzt, auch zum Gebrauch jedesmal nur ein wenig warm gemacht werden. Es kann 14. Tage und länger dauern. Nachts muß man die Backen wider alle Luft und Erkältung mit einem warmen Tuche verbinden.

Wenn ein gesunder Zahn hohl oder wankend wird und er im Essen dir zu lange vorkommt; so lasse ihn nicht ausreissen. Sondern drücke ihn, er sey unten oder oben, mit dem Finger oder Daumen fein gerade, feste und stark wieder ein; brauche daneben immer das warme Rauten- und Salvey Wasser, wie beschrieben; und fahre mit diesem Wasser

und

und Eindrucken des Zahns so lange fort, bis er feste geworden und der Schmerzen aufgehöret hat, welches freylich öfters 3. bis 4. Wochen dauret. Man muß aber den Finger wohl eine Viertelstunde gerade und feste auf dem Zahn halten, und sich die Mühe nicht verdriessen lassen. Das Salvey = und Rautenwasser darf auch nicht distillirt seyn; sondern muß in einem irdenen, nicht aber kupfernen, Geschirr nur gesotten seyn. Auch muß man nicht vergessen, vor und nach dem Eindrucken das Wasser oder Schleim oder Feuchtigkeit mit der Zunge aus dem Zahne zu saugen, hernach auf die Erde zu werfen.

Auch bey kleinen Kindern, wenn die Zähne durchbrechen wollen und grosse Schmerzen sind, kann man den Ort im Munde gar wohl erkennen, weil er roth und dick ist. Dieser Ort wird mit Rautenbalsam, auch mit dem beschriebenen Rauten = und Salveywasser beschmiert, lindert

Schmer=

Schmerzen und Hitze, öfnet das Zahnfleisch und der Zahn kommt leichter hervor. Wäre aber ein Kind in dem Alter, daß es verstünde und geschickt wäre, das warme Rauten- und Salveywasser selbst im Munde zu erhalten und wieder auszuwerfen; so würde es desto glücklicher und leichter von statten gehen.

Pulver gegen Säure.

Nimm von gebrannten Austerschaalen 2. Quentchen; weiser Magnesie 1. Quentchen. Mische es und mach es zu Pulver. Dieses Mittel ist gar gut für Kinder, die von geronnener Milch und dem die Säure leicht annehmenden Brey, Schmerzen, Grimmen, käsigten oder grünen Stulgang haben. Wirksamer wird es, wenn man diesen ein halbes oder ganzes Quentchen Rhabarbara beymischt, und davon alle 4. Stunden eine Messerspitze voll mit Wasser oder Gerstenkoffee eingiebt. Man muß aber zugleich den schädlichen

Brey

Brey weglassen und wenig Milch geben. Zur Nahrung dienet dann nichts bessers, als: eine aus Zwieback und dünner, nicht fetter, schon abgeraamter Kühmilch bereitete dicke Suppe.

Laxiermittel.

Nimm Jalappawurzel 1. halbes Quentchen; greift sie nicht an, so nimm 2. Theelöffel voll Weinstein darauf.

Oder nimm Sedlitzer oder Friedrichssalz 3. bis 4. Loth in einer halben Maas Wasser aufgelöst.

Wer hart anzugreiffen ist nehme: Jalappawurzel 40. Gran, Sedlitzer Salz 30. Gran, löse sie mit Wasser auf und trinke es auf einmal aus.

Für Kinder ist das beste Laxiermittel das Mannasäftgen, nach und nach gegeben.

Schet,

Sehet, meine lieben Brüder, Bauern und Landleute, da hätte ich nun für euch eine Hausapothecke und ein Duzend Recepte dabey verschrieben, daß ihr, wenn ihr folget, gar gut euch im Anfange mancher Krankheiten selbst helfen könnet. Ein einziges Mittel, das euch anschlägt, bringt euch zwanzigmal das Geld wieder ein, das ihr für dieses Buch bezahlet habt. Aber ihr sollt euch deswegen nur nicht einbilden, als wenn ihr nun dadurch schon gerechte Aerzte worden wäret. Glaubet nicht, daß ihr damit allezeit die kalten Fieber, Gichten und Ruhren u. s. w. heben könnet. Ich habe die Absicht gehabt, euch solche Mittel anzurathen, die ihr im ersten Zeitpunkt der Krankheit oder in leichten Anfällen gebrauchen könnet. Ist der Anfall sehr heftig und läßt nun die Krankheit auf den Gebrauch dieser Mittel nicht nach; so sollt ihr dann den Dokter um Rath fragen.

Und so mags dießmal genug seyn! Jetzt will ich mein Wort wieder halten und euch etwas erzählen.

* * *

Nutzen der Wohlthätigkeit.

Ein reicher Mann verreiste einmal. Es war aber kein solcher Mann, wie manche andere Reiche. Er gab gern sein Geld für Arme, die zu ihm ihre Zuflucht nahmen. Nun also dieser brave reiche Mann verreiste. Da kamen unterwegs Strassenräuber, nahmen ihm alles sein Geld, und nun wollten sie ihn auch umbringen. Das tödtliche Geschoß war schon auf seine Brust gesetzt .... Da rief einer von der Bande: Haltet ein! fügt diesem guten Manne kein Leid zu: er hat sich ehemals sehr liebreich gegen mich bewiesen, hat mich drey Wochen lang in seinem Hause verpfleget, und mir, weil ich krank war, einen Arzt gehalten. .... Die Strassenräuber wurden gerührt, baten ihm das erlittene

Unrecht ab, gaben ihm sein Geld wieder und lisseen ihn ohnbeschädigt von sich. ....

O Mensch, vergesse nicht, wohlthätig zu seyn. Weißt du, wie es dir vergolten werden könne?

Ueberall giebt es gute Menschen.

Ein Geistlicher war einmal in Ostindien Missionair. Wie er wieder in sein Vaterland zurückkam, da hatte er denn allerhand zu erzählen. Da erzählte er denn unter andern auch folgendes:

Ueberall giebt es gute Menschen, sagte er, das hab ich unter meinen Wilden gelernt. Einst gegen Abend kam ich mit meinen Hausgenossen vom Spatziergange zurück. Da hörten wir an der Oeffnung eines Waldes einen kläglichen Ton. Wir giengen ihm nach und fanden unter einem Baume einen Wilden, der alt und

ent-

entkräftet auf sein Ende zu warten schien. Anfangs wollte er nicht mit uns reden. Ach! .... sagte er endlich, ... heute morgen, als der Himmel roth wurde, machte ich mich auf und hoffte nach meiner Heymath zu kommen. Nun hab ich mich verirrt, es wird dunkel, ich bin müde, muß hier liegen bleiben. Hier werden Schlangen, oder wilde Thiere oder meine Feinde mich umbringen. Mein armes Weib und meine Kinder! So sagte er. Und uns jammerte seiner, und ich bat ihn, mit zu gehen. .... Aber du kennst mich nicht, und hast einen fremden Glauben, ... antwortete er. Ich brauche dich nicht zu kennen und deines Glaubens nicht zu seyn, sagt ich, komm nur! Und er gieng und wir führten ihn in meine Hütte. Da aß er und darauf bereitete ich ihm ein Nachtlager dicht an meinem Bette, so, daß wir nur eine dünne leinene Wand zwischen uns hatten. Er legte sich hin. Mitten in der Nacht aber weckte mich ein Geräusch, als ob der Wilde von

seinem Lager aufstünde. Ich erschrack und horchte, wie sehr that mein Erschrecken ihm Unrecht! Er war niedergekniet und betete ohngefähr mit folgenden Worten: O Gott in der Sonne! ich danke dir, daß auf meinem Wege deine Sonne geschienen hat, ich danke dir, daß mich keine Schlange gestochen, daß mich kein wildes Thier angefallen hat, daß meine Feinde mir nicht begegnet sind. Ich danke dir, daß dieser gute Fremde gekommen ist und mich in seine Hütte geführet hat. O Gott! wenn dieser Fremde, oder wenn seine Freunde, oder seine Kinder und Nachkommen reisen, so gieb ihnen auch deine Sonne, so bewahre sie vor Schlangen, vor wilden Thieren und vor ihren Feinden. Und wenn sich einer von ihnen verirrt und am Wege liegt; so laß einen guten Mann kommen, der ihn mit in seine Hütte nimmt. .... So war sein Gebet, das in Erfüllung gieng; und das meinige war: Gieb mir, o Gott, neben diesem Wilden ein Plätzchen in deinem Paradiese!

Das

Das erfrorne Handwerks-pürschlein.

Es gieng einmal ein Handwerks-pürschlein im Winter in der grimmigsten Kälte über die Haide. Seine Kleider waren dünne und seine Strümpfe zerrissen. Ach, da frors ihn sehr, und die hellen Zähren froren ihm an den Augenwinpern. Lieber Gott, seufzt er, weit und breit kein Dorf und kein Haus! ich werde erfrieren, ach, was wird meine Mutter sagen? Mein Vater ist gestorben und nun hat sie niemanden, der ihr Brod verdient. .... Er wollte laufen, aber seine Glieder waren starr. Er legte sich im Schnee auf sein Bündlein und entschlief sanft. Ein Herr ritt vorbey und sah ihn starr liegen. Er ritt vorbey, und wie er an einem Hause vorbey kam, sagte ers an. Was hilfts? er ist wohl schon todt, sagten die Unempfindlichen. Ein armer Keuschler (Handwerksmann) war gerade in der Stu-

be, sich zu wärmen: der hörts und ihm brach das Herz. Ohne ein Wort zu sagen, lief er auf die Strasse, fand den erstarrten Handwerkspurschen, legte ihn über seine Achseln und lief nun mit ihm, was er konnte, in sein eigen Haus, rieb ihn mit Schnee .... brachte ihn der Wärme immer näher und erweckte ihn dadurch wieder. Er theilte sein Holz und seinen Tisch mit ihm, ob er gleich selbst nicht viel hatte, bis die Kälte vorüber war. Und dann lies er ihn in Gottes Namen wieder zu seiner Mutter reisen, die über die Ankunft ihres Sohnes Freudenthränen vergoß, und da er ihr sein Schicksal erzählte, für seinen und ihren Errettter täglich betete.

Der

Der verlachte gute Rath.

Ein milchweiß Mäuschen war einmal
Von einer grossen Mäuse Zahl
Die einzige ihrer Art.
Ihr Fellchen war dem Atlas gleich,
So glatt, so glänzend und so weich!
Sie selbst war klein und zart.

Kind, sprach die Mutter einst zu ihr:
Noch kennst du nicht das böse Thier,
Die Katze, unsern Feind,
Sie laurt auf uns in finstrer Nacht.
Dein Fell ist weiß, nimm dich in Acht,
Mein Rath ist gut gemeint.

Auch vor der Eule hüte dich!
Dir fehlt Erfahrung, wie man sich
Gefahren klug entzieht. —
Das Mäuschen dünkt sich klug, und spricht:
O Mutter, sorgt für mich nur nicht,
Ich weiß schon, wie man flieht!

Nun gieng sie einstens auf den Schmauß
Des Abends, ohne Mutter aus,
Und tanzte frisch und keck.
Doch, da sie wieder heimwärts gieng,
Da kam die Eule schnell, und fieng
Mein weißes Mäuschen weg.

Ach, riefs, wie war ich doch bethört!
Hätt ich der Mutter Rath verehrt;
So litt ich nicht den Tod. —
Allein das weiße Mäuschen schrie
Umsonst; die Eule speiste sie
Zu ihrem Abendbrod.

Fünftes Stück.

Allerhand Lehren und Lebensregeln.

Es giebt Stunden, wo der fleißigste Hausvater nichts zu thun hat, Da legt er sich entweder hin und schläft, oder gehet ins Wirthshaus. Statt dessen könnte er seine Zeit viel besser und angenehmer zubringen. Gehet er ins Wirthshaus; so trinkt er gar leicht mehr, als zur Löschung seines Durstes oder zu seiner Erquickung nöthig ist. Und dieses ist der erste Schritt zu einem unordentlichen Hauswesen. Wie oft trifft er böse Gesellschaft daselbst an, die, wenn

er fleißig dahin gehet, ihn nach und nach mit ihren Untugenden anstecket! Wie leicht trägt es sich zu, daß er sich berauschet, und in dem Rausche noch andere Laster begehet! Wer betrunken gewesen ist, der untersuche den folgenden Tag alles, was er in seiner Trunkenheit gethan und geredet hat, und er wird gewiß finden, daß er etwas gethan oder geredet habe, das er hätte unterlassen sollen; sollte es auch nichts seyn, als das für übermäßiges Getränke ausgegebene Geld. .... Wie oft entstehen im Wirthshause die schändlichsten und ungebührlichsten Reden und Handlungen, wie auch Schlägereyen, wie oft wird im Trunke ein Kauf oder Tausch geschlossen, welchen man den folgenden Tag zu bereuen Ursache hat.

Allen diesen Uebeln könnet ihr, meine lieben Bauern und Landleute, durch Vermeidung der Gelegenheiten zuvorkommen. Wenn wir ein Glas Wein oder Bier trinken wollen, es

sey nun in der Woche oder am Sonntage, so wollen wir es uns aus dem Wirthshause holen lassen und es in unserm Hause mit unserer Familie trinken. Hierdurch vermeiden wir viele Ausschweifungen, welche wir sonst begehen könnten, wenn wir im Wirthshause sitzen. Und unsere Gegenwart im Hause verhindert auch manche Unordnung, welche sich in unserer Abwesenheit zutragen könnte. Und wie würden sich unsere Frauen freuen, daß sie ihre Männer oder ihre Söhne so vergnügt und ordentlich sehen. Das Besuchen der Wirthshäuser ist uns also auch zu der Zeit zu widerrathen, wenn wir auch weiter nichts zu thun haben. Es entstehet nie Nutzen daraus, der Schaden aber bleibt selten aus. Und reißt einmal die Lüderlichkeit und die Neigung zu Wirthshausgesellschaften ein; so ist die Haushaltung verdorben und es gehet alles zu Grund, wie ihr selbst werdet gestehen müssen.

Aber wenn ihr nun auch zu Hause bleibt; so ist es für euch, als

ver-

vernünftige Geschöpfe, eben so unanständig, wenn ihr euch dann mit nichts beschäftigen und so ganz müßig sitzen wollet. Die Zeit würde euch lange werden. Dieser Langeweile zuvorzukommen, rathe ich euch, daß ihr gute und nützliche Sachen leset, und was ihr Gutes wisset, nun auch eure Kinder lehret. Anstatt daß ihr diese sorgenlos herum laufen lasset; so nehmet sie zu euch und unterrichtet sie in nützlichen Dingen. Bedenket die wichtige Pflicht, die ihr Gott und der Welt schuldig seyd, eure Kinder gut zu erziehen, damit sie euch dereinstens den kränkenden Vorwurf nicht machen können, ihr hättet sie in der Jugend vernachläßiget und wäret daran Schuld, daß sie nichts wüßten.

In allem eurem Thun und Lassen gedenket an eure Kinder, daß ihr ihnen immer in allen Stücken gute Beyspiele gebet. Diese richten bey Kindern, wenn man sie aufmerksam darauf machet, mehr aus, als die noch so oft wiederholten Lehren.

Da=

Dahero seyd selbst fleißig, fromm, verständig, redlich und gut; und eure Kinder werden alle diese Tugenden zu seiner Zeit ebenfalls ausüben. Und so werdet ihr die Stammväter einer zahlreichen, rechtschaffenen und glücklichen Nachkommenschaft werden.

Ihr begreifet also selbst, daß eine gute Erziehung eurer Kinder eure wichtigste Pflicht und eigner Vortheil ist. Bildet euch nicht ein, daß dieses eine leichte Sache sey, oder daß ihr sie von eurem Schulmeister allein erwarten könnet. Nein, dieser kann ja, ausser den wenigen Schulstunden, nicht Acht auf sie haben, und überdieß kann er hauptsächlich nicht vielmehr thun, als die Kinder lehren und ihnen sagen, was sie thun sollen. Ihr aber müsset ihnen zu Hause ebenfalls gute Lehren geben, und darauf sehen, daß sie diese Lehren ausüben. Ihr müsset von den ersten Jahren eurer Kinder an auf ihre Erziehuug wohl Acht haben,

denn

denn da lässet sich noch am meisten ausrichten. Und wenn ihr sie in der Jugend verwildern lasset und ihnen keine guten Beyspiele durch euren eigenen Lebenswandel gebet; wie könnet ihr erwarten, daß sie fromm, gut und verständig werden solten? Es ist nicht möglich, daß ihr, ohne dieses, Freude an ihnen erleben könnet. Wer diese Pflicht gegen seine Kinder vernachläßiget, der wird nicht allein in diesem Leben Schaden, Kummer und Verdruß, und dieses, als eine gerechte Strafe, durch sie empfinden, sondern er hat deswegen hauptsächlich an einem Tage vor dem Richter aller Welt schwere Verantwortung auf sich. Sparet deswegen nichts, eure Kinder in allem, was sie zu wissen nöthig haben, recht gut und gründlich unterrichten zu lassen, damit sie nicht allein sich selbst und euch, sondern auch eurer ganzen Gemeinde mit der Zeit nützlich werden. Sie müssen deswegen gut lesen, deutlich schreiben und richtig rechnen können, damit wenn einmal ein Gemeinds-

meindsvorsteher, Kirchenkämmerer ꝛc. aus eurer Gemeinde muß errichtet werden, geschickte und kluge Leute unter euch seyn, die das Amt zum Besten und zur Ehre der ganzen Gemeinde führen können.

Und wie mancher Handwerksmann, als Schreiner, Maurer, Zimmerman, Schmidt u. d. g. der sonst sein Handwerk gut versteht, kann aus Mangel der Geschicklichkeit im Rechnen und Schreibeu keinen richtigen und genauen Ueberschlag einer Arbeit, welche man von ihm verlanget, machen, und bringet entweder dadurch sich selbst oder den, der ihm die Arbeit verdinget, in Schaden! Und wenn man einmal weiß, daß ein Handwerksmann keine richtige Ueberschläge machen kann; so mag man nichts mit ihm zu thun haben, oder man sucht, wenn man ihm ja Arbeit giebt, ihn zu hintergehen. Haltet also eure Kinder fleißig zur Schule an, damit sie was lernen. Und wenn sie auch aus der Schule

ein-

einmal sind und nunmehro euch in Hausarbeiten an die Hand gehen müssen; so sehet noch immer darauf, daß sie sich noch fleißig in dem, was sie in der Schule gelernet, üben, euch öfters aus einem guten Buche vorlesen, wozu sich besonders in den langen Winterabenden Zeit genug finden wird.

Es mache einer die Probe und setze sich an einem Winterabend, wenn er nichts zu thun hat, eine Stunde auf die Bank hin, schlag Hände und Beine übereinander und beschäftige sich also mit gar nichts. Und an einem andern Abend nehme er seine Kinder vor, lasse diese lesen, rechnen und schreiben; oder er selbst nehme ein gutes Buch und lese darinnen, und dann frage er sich selbsten: welcher Abend ihm am angenehmsten und geschwindesten vergangen? derjenige, wo er müßig und unthätig, wie ein Stück Holz auf der Bank gesessen? oder der, wo er etwann in diesem oder in einem andern nützlichen

Buche

Buche gelesen hat? Und ihm darinnen etwa eine dergleichen rührende Geschichte erzählet worden ist?

Ein Bauer in Böhmen, nicht weit von der Stadt Eger, war 24 Gulden schuldig. Er sollte sie nun in 24 Stunden, bezahlen oder ins Gefängniß wandern. Der arme Bauer! Er war in den elendesten Umständen und wußte sich nicht zu rathen und zu helfen. Er hatte einen braven Sohn, der war Soldat unter dem Regiment Stahrenberg, der sieht seinen Vater bekümmert, und als er die Ursache erfuhr, schlug er ihm ein Mittel vor, wie er zu denen 24 Gulden, welche er schuldig war, gelangen könnte. Er sagte ihm, daß einer von seinen Kameraden denselben Abend vom Regiment durchgehen wolle, diesen sollte er beym Offizier angeben, so bekäme er eine Belohnung von 24 Gulden. Denn so viel ist für Jenen zum Lohne angesetzt, der einen Deserteur oder Ausreisser angiebt. Der Vater wollte

es anfänglich nicht thun; aber er wußte sich nicht anders zu rathen. Entweder 24. Gulden geschaft, oder ins Gefängniß gewandert! Er entschloß sich also, aber mit Zittern dazu, gieng hin zum Officier und sagte zu ihm! Heut Abend wird drauſſen vor der und der Wiese sich ein Soldat aufhalten, der will desertiren. .... Denn sein Sohn hatte ihm den Ort beschrieben. .... Der Officier schickte gegen Abend nach dem ihm angezeigten Ort, und traf wirklich einen Soldaten daselbst an. So hatte dann der arme Bauer nicht gelogen und bekam seine 24. Gulden, womit er seine Schuld bezahlte. Unterdessen wurde der auf der Wiese ertappte Soldat den folgenden Tag verurtheilt: daß er Spitzruthen lauffen sollte. Da wurde er hergeführet, an Händen und Füssen Ketten mit grosen Schlössern .... und pfitsch pfatsch giengs über den entblösten Rücken her, daß das Blut überall heruntertlief. Fünf Gänge hatte er standhaft ausgehalten, aber beym sechsten

konn=

konnte er nicht mehr. Die Schmerzen brachten ihn dahin, daß er ausrief, er sey unschuldig. Und da erzählte er: um seinen Vater, der so und so viel schuldig gewesen sey, vom Gefängniß zu befreyen, hätte er ihm gesagt, es wolle einer seiner Kameraden durchgehen; er hätte sich aber, ohne seines Vaters Wissenschaft, selbst an den Ort, wo er ergriffen worden, begeben. Die Kaiserin.... sie ist tod, Gott hab sie selig! .... hörte dieses Beyspiel der kindlichen Liebe, erklärte den braven Soldaten zum Lieutenant und gab seinem ehrlichen Vater ein jährliches Gehalt von 100. Gulden.

Möchte doch ein jedes Kind die Pflichten gegen seine Eltern so lebendig in seinem Herzen empfinden, als dieser edle Soldat, der freywillig den empfindlichsten Schmerzen ausstund, um seinem Vater zu dienen. Ein jeder von euch wird ihn loben und sagen: die Kaiserin hat ihn würdig belohnet! Aber der gröste Lohn ist in seinem Herzen.

Ihr Kinder bedenket, was ihr euern Eltern schuldig seyd! wie oft wird diese heilige Pflicht: Vater und Mutter zu ehren und zu lieben, von euch verletzet! Bedenket, daß euch dieses Gott befiehlt! daß ihr die undankbarsten Kreaturen von der Welt seyd, wenn ihr es nicht thut! Bedenket, wie viel Mühe und Sorgen eure Eltern eurentwegen haben, um euch zu erziehen, euch zu ernähren, euch Kleider anzuschaffen. Wie sauer lassen es manche Eltern werden, um ihren Kindern nach ihrem Tode auch noch so viel zu hinterlassen, daß, wenn ihre Kinder fleissig und arbeitsam sind, sie ihr Leben ohne Kummer durchbringen können. Und was für Freude müssen nicht die Eltern an solchen wohlgerathenen Kindern haben? Und dergleichen gute, liebenswürdige Kinder werdet ihr haben, ihr Eltern, wenn ihr euern Kindern mit gutem Exempel vorgehet, wenn ihr sie mit Sorgfalt erziehet, sie vor Sünden und Fehltritten warnet und bestrafet, und sie zu allem Guten anhal-

haltet. Höret, was jener Vater sagte und that:

Der kleine Peter hatte oft seinen Eltern und Geschwisterten einige Kleinigkeiten weggenommen. Als ihn endlich seine Mutter darüber antraf, sagte sie es dem Vater, und sie wurden eins, deßwegen das böse Kind hart zu züchtigen. Da weinte Peter sehr, und wollte vorwenden: er hätte ja nur eine Kleinigkeit weggenommen. Aber der verständige Vater sagte: eben darum strafe ich dich hart, damit du nicht bey Kleinigkeiten lernest, Dinge von grösserem Werth zu stehlen und darüber an Galgen kommest.

Wie sehr aber hat jene Mutter gefehlt, von der, und ihrem Kinde, ich folgende Historie erzählen will.

Ihr Knabe hatte einst in der Schule seinem Mitschüler ein Buch entwendet und seiner Mutter nach Hause gebracht. Diese hatte ihr Kind

sehr lieb, und konnte es aus übertriebener Zärtlichkeit nicht strafen. .... Hätte sie es doch gethan! hätte sie dem Buben seine Bosheit vorgestellt und ihn hart gestraft! .... Der Knab nahm mit dem Alter auch im Stehlen zu und trieb es immer weiter. Einst wurde er über der That ergriffen und zum Tod verurtheilt. Seine Mutter folgte hinter ihm her mit Jammer und Wehklage. Der Missethäter brachte es durch Bitten bey dem Richter so weit, daß er ihr ein paar Worte im Geheim sagen durfte. Sie hielt dann ihr Ohr an seinen Mund und er .... riß es mit den Zähnen herab. Warum begehst du jetzo noch ein solches Verbrechen? Dieß war die Anklage seiner Mutter und aller staunenden Zuschauer. Er erwiederte: diese Frau, welche die Urheberin meines schändlichen Lebens ist, ist auch die Urheberin meines Unglückes. Hätte sie mich damals bestraft, als ich zum erstenmal ein Buch stahl, so würde ich nicht hier mein Leben an der Richtstätte verbluten müssen.

Eltern

Eltern, Eltern! strafet eure Kinder!

* * *

Wir Bauern und Landleute haben in mancher Absicht ein beschwerliches Leben. Wir irren aber, wenn wir glauben, daß die Leute in der Stadt es in allen Stücken besser hätten. Glaubt es nur sicherlich: ein jeder Mensch hat seine Last, der eine so, der andere anders. Gott hat die guten und bösen Tage so unter die Menschen ausgetheilet, daß sich niemand darüber beschweren darf. Wir müssen freylich schwere Arbeiten thun, die nicht jeder thun könnte. Aber dagegen müssen die Leute in den Städten andere Arbeiten thun, die wir nicht verrichten können, und die wir vielleicht nicht einmal thun möchten, wenn wirs auch könnten. Die Arbeit mit den Händen ist allemal leichter für uns, als die Arbeit mit dem Kopfe. Wir thun auch unsere Arbeit, die wir zu thun haben, lie-

ber, als daß wir uns ganze Tage lang bis in die tiefe Nacht sollten hinsetzen, viele Bücher durchlesen, viel nachdenken, viel schreiben und rechnen und uns den Kopf zerbrechen. Also können wir uns über unsere schwere Arbeit nicht beklagen. Wir sind ja dabey viel stärker und gesünder, als die gelehrten und vornehmen Leute. Und wir haben viel weniger Verdrüßlichkeiten und Sorgen, als diejenigen haben, die in Aemtern stehen. Wir können darum mit unserm Stande gar wohl zufrieden seyn. Und wenn wir zufrieden und vergnügt sind, wie wir Ursache haben es zu seyn; so sind wir glückliche Leute.

Höret, wie ein vergnügter Bauer und Landmann singen kann.

Macht mir vom Volk, daß vornehm geht,
Nur nicht so viel Geplär!
Ein Bauer, der sein Feld versteht,
Hats besser, als ein Herr.

Der Pfleger selbst, so groß er thut,
Hat seine liebe Pein,
Und immer keinen frohen Muth.
Ich möcht nicht Pfleger seyn.

Er schaut mir oftmals ins Gesicht,
Und spricht, ich wär gesund.
Ja, ja! was thut die Arbeit nicht?
Bey der ißt man sich rund.
Er speist sein Fleisch, trinkt Wein dazu,
Doch nichts will ihm gedeihn,
Denn sein Gemüth hat keine Ruh.
Ich möcht nicht Pfleger seyn.

Ein Amt, was das für Mühe macht!
Man hat mit sich zu thun.
Ich dächt', er könnte keine Nacht
Vor lauter Sorgen ruhn.
Und welcher von den grossen Herr'n
Büßt seine Ruh gern ein?
Ich dankte; denn ich schlafe gern.
Ich möcht nicht Pfleger seyn.

Es geht ihm manchmal wunderlich,
Er wird es nicht gestehn.
Er hat der Sachen viel auf sich,
Wie bald ist was versehn!
Ich weiß, er stecket im Kraisamt
Gar manchen Wischer ein.
Das ärgert einen doch verdammt.
Ich möcht nicht Pfleger seyn.

Ich habe keinen Herrensinn,
Was geht michs Großthun an?
Ich bleibe, wer ich lange bin,
Und was ich bleiben kann.
Ein Grosser fällt, eh ers gedacht,
Und wird dazu noch fein
Von allen Leuten ausgelacht.
Ich möcht nicht Pfleger seyn.

So vergnügt, wie der Bauer in diesem Liede, können wir alle seyn, wenn wir nur wollen. Es kommt gar sehr viel auf die Vorstellung an, die sich ein Mensch von seinem Stande gegen den eines andern macht.

Was ist die Stadt und alle Welt,
Wenn man sich nicht vergnügt?
Was hilft uns alles Gut und Geld,
Wenn man sein Feld nicht pflügt?
Wie kann man froh und lustig seyn,
Wenn man die Arbeit scheut?
Gebet und Arbeit nur allein
Giebt Herzens Fröhlichkeit.

Dank meinem Vater in der Erd!
Zur Arbeit zog er mich.
Der Pflug, der Acker, und das Pferd,
Hanns, sprach er, sind für dich!
Kaum war ich sieben Jahre alt,
Da pflügt ich schon das Feld,
War froh, und wuchs auch mit Gewalt,
Und mein war alle Welt.

Stern! wie ich aus dem Bette sprang,
Wenn mich der Vater rief!
Sang oft schon meinen Morgensang,
Wenns halbe Dorf noch schlief.

War rasch, war munter, und war flink,
Was kaum der Großknecht war,
Der fünfzehn Gulden Lohn empfieng
Am Sylvestertage baar.

Hätt' mich in Hals hinein geschämt,
Um Vier nicht aufzustehn!
Nur fünfmal hab ich mich gegrämt,
Sonn'n Aufgang nicht zu sehn.
Wenns trübe war, giengs zwar nicht an,
Ich aber war doch da.
Kurz, der war immer nicht mein Mann,
Der sie nicht kommen sah.

Nun aber bin ich auch ein Kerl,
Der was im Orte gilt;
Gewachsen, wie am Bach die Erl,
Rasch, wie im Wald das Wild;
Und hab ein Weib, wie's in der Welt
Kein Pfleger haben kann.
Das dank ich Gott, Gebet und Feld!
Ich, Hanns, ich bin ein Mann!

Wir würden aber freylich viel vergnügter leben können, wenn wir alle miteinander recht gute Menschen wären. Viele unter uns machen sich selbst Verdüeßlichkeiten in der Welt, die sie hübsch vermeiden könnten. Und hierüber hätt ich euch nun viel zu sagen. Ich will euch aber jetzo nur an einen Hauptfehler erinnern, der bey uns sehr gemein ist.

Nämlich, wir geben uns gröstentheils keine Mühe, uns den Willen Gottes recht bekannt zu machen; wie ein Mensch gegen den andern sich aufführen soll. Und wenn wir es auch allenfalls wissen, so wollen wir es doch nicht so machen, sondern folgen lieber unserm eigenen Sinn. Dadurch ziehen wir uns manchen Verdruß zu, wovon ein frommer Mensch frey bleibt. Denn wer so lebt, wie Gott es haben will, der hat es gewiß gut. Gott will, zum Exempel, daß wir Menschen uns untereinander lieben sollen. Einer soll es mit dem andern gut meynen.

nen. Wenn wir das nun alle miteinander thäten; so würden wir uns einander manche Verdrüßlichkeiten ersparen, manche Last erleichtern und unser Leben recht angenehm machen. Dann würde keiner dem andern was zu Leide thun und kein Armer würde verlassen seyn. Wer aber freylich nun Gott nicht liebt, der liebt auch seinen Nächsten nicht. Und eben daraus, daß einer gegen den andern sich nicht so aufführet, wie er als ein vernünftiger Mensch und Christ thun sollte, ... eben daraus entstehen so viele Verdrüßlichkeiten unter den Menschen. Alle diese Verdrüßlichkeiten die ein Mensch dem andern macht, können wir vermeiden, wenn wir die schöne Regel der Bibel in Acht nehmen: Alles, was ihr wollt, das euch die Leute thun sollen: das thut ihnen auch. Was ihr, ohne unbillig und ungerecht zu seyn, von andern verlangt, oder in diesem und jenem Fall von andern verlangen würdet, das müßt ihr auch gegen andere zu

thun

thun willig seyn. Und was ihr mit Recht von andern nicht leiden könnet, das müsset ihr auch nicht gegen andere thun.

Ihr könnet es zum Beyspiel nicht leiden, wenn euer Nachbar euch etwas von eurem Acker wegackert; darum müsset ihr so etwas eurem Nachbar auch nicht thun. So muß einer gegen den andern in allen Dingen ehrlich und rechtschaffen seyn. So werdet ihr Lob und Vergnügen davon haben.

Hochmuth und Grobheit ist auch sehr oft unter uns eine Ursache vieler Kränkungen. Niemand kann es leiden, daß man grob und hochmüthig mit ihm umgehe. Darum soll auch niemand gegen den anden hochmüthig und grob seyn. Ihr kennet ja den stolzen Hanns, der vor lauter Hochmuth nicht weiß wie er seinen Kopf tragen soll? Er meint, er sey besser wie wir alle. Er will alles mit Gewalt oder Drohungen erzwingen,

gen, und will sich dadurch, daß er gegen jedermann so grob ist, ein Ansehen geben. Ihr sollt euch vor ihm fürchten, als wenn er ein gewaltiger Hanns wäre. Aber gefällt euch dieser Mann? Nein, er gefällt euch nicht. Denn gar oft kränkt und schadet er euch, und ihr seyd ihm nicht gut. Aber nicht wahr? ein Mann, der nicht stolz und grob, sondern bescheiden, leutselig, höflich und manierlich ist, der gefällt euch, und mit dem habt ihr es gerne zu thun? Nun, so vermeidet denn ihr auch den Hochmuth, verachtet niemand, seyd höflich und dienstfertig. So wird euch jedermann gern haben.

Ihr werdet auch finden, daß die Hochmüthigen auch gemeiniglich zänkische Leute sind. Denn die wollen immer Recht haben, wollen alles besser wissen und wollen nicht nachgeben, wenn sie sich emmal was in Kopf gesezt haben. Sie fahren gleich einen jeden rauh an, der ihnen nicht nach ihrem Sinn redet.

Der andere, der so rauh angefahren wird, ist nicht allemal ein Lämmchen, das stille schweigt. Und da giebts denn hernach Zank und Schelten, woraus gar oft die verdrußlichsten Feindschaften entstehen. Alle diese Feindseligkeiten können wir nun vermeiden, wenn wir gegen jedermann, und auch gegen solche zänkische Leute höflich und gelassen uns bezeigen, wo sie nachher schon von selbst das Maul werden halten müssen.

Und weil ich nun einmal daran bin, euch aus herzlicher guter Meinung vor den so gewöhnlichen Untugenden unter uns zu warnen; so will ich euch auch einige Klugheits- und Sittenlehren sagen, die euch Allen nutzen können. Wie Salomo und Sirach redet, so kann ichs freylich nicht. Darum sollten auch meine Reden nur ein schwaches Bild von jenen seyn.

Der Probierstein jeder guten That ist das Gewissen.

Denke bey jeder Handlung: Gott sieht sie!

Leb immer als ein Unsterblicher; so wird dich der Gedanke ans Grab entzücken.

Lebe so, wie du auf dem Sterbebette wünschen wirst, gelebt zu haben.

Ein gut Gewissen hat nichts zu befürchten.

Keine Handlung ist gut, von der man schlechte Folgen vorher sieht.

Der ist reich, der nichts hat. Wie viel tausende gehören oft dazu, um so weit zu kommen.

Bezeige dich gegen deine Eltern so, wie du willst, daß einstens deine Kinder gegen dich bezeigen sollen.

Werde nicht zu geschwind eines andern Freund; aber wenn du es einmal worden bist, so suche es zu bleiben.

Ein vom Weine betrunkener Mensch ist gleich einem wilden Pferde, das den Reiter verloren hat.

Wenn du wegen deiner Sache jemanden um Rath fragen willst; so siehe erst, wie er seine eigene Sache verwaltet habe. Denn wer in seinen

eige=

eigenen Dingen nicht mit sich zu Rathe gegangen ist, wie kann der in fremden Dingen guten Rath geben?

Es giebt unter den Weisen wenig Reiche, unter den Reichen aber noch weniger Weise.

Wenn du recht betrogen seyn willst, so thue nur, wie ein vorsichtiger Mann!

Alles mit Vernunft anfangen, heißt, alles mit Vernunft ausführen wollen.

Wer immer Freuden des Lebens verlangt, begehrt eine Speise ohne Salz

Der Leichtsinn kann oft mehr ins Verderben stürzen, als überlegte Bosheit.

Falsche Freunde sind weit schlimmer, als geschworne Feinde.

Wem Ehre und Schande einerley ist, der hat aufgehört ein Mensch zu seyn.

Wer nach Stunden und Augenblicken nichts frägt, frägt gewiß nach Tagen und Jahren auch nichts. Weh dessen Leben!

Jünglinge sagen, was sie thun, Greise, was sie gethan haben, und Narren, was sie thun wollen.

Wenn du deine Fehler wissen willst, so mache nur deine Frau über dich böse. Alsdann wird sie dir im Zorne alle deine Fehler vorwerfen.

Das schwerste ist, sich selbst kennen zu lernen; und das leichteste, an den Handlungen anderer etwas auszusetzen zu finden.

Wenn wir wissen wollen, was von uns in unserer Abwesenheit die Leute reden; so dürfen wir nur aufmerken, was die nämlichen Leute in unserer Gegenwart von andern Leuten sagen. Denn man verschont uns in dem Fall so wenig, wie andere.

Wer die Tugend eines unschuldigen Mädchens hintergeht, ist mehr Bösewicht, als ein Strassenräuber.

Wer sich rächen kann und seine Rache vergißt, hat sich göttlich gerächet.

Wer nur Einem traut, verdient beynahe, daß er, zur Ehre anderer Men=

Menschen, von diesem Einen betrogen werde.

Ehrlichkeit, Freundschaft, Weisheit, gutes Gewissen .... sind vortreffliche Worte und noch vortreflichere Sachen; wer sie aber immer im Munde führet, setzt sich in den gegründeten Verdacht, daß er sie nicht im Herzen habe.

Denket alles, was ihr saget; aber saget nicht alles, was ihr denket.

Unerkaufte Vergnügungen, die alle geniessen können, und doch die wenigsten geniessen, sind die besten und dauerhaftesten.

Es ist kein Wollüstling ohne seine Eva; keine Eva ohne ihre Schlange; keine Schlange ohne ihr Gift.

Das erste Glas Wein wird zu unserer Gesundheit, ... das zweyte zur Aufmunterung, ... das dritte für unsere Freunde getrunken; das vierte gehöret schon für unsere Feinde.

Ein Feind kann uns mehr Schaden thun, als zehen Freunde uns Gefälligkeiten erweisen können.

Wenn man sich daher mit einem, auch nur kleinen Feind verträgt; so ist das ein grösserer Vortheil, als wenn man sich einen vielvermögenden Freund erwirbt.

Beweise dich gegen Feinde so, als wenn sie dermaleins deine Freunde würden.

Ein wahrhaftig Tugendhafter verzeiht allen gern; nur sich selber nicht.

Die meisten Uebel sind nur verkleidete Segen.

Wer die Unschuld des Herzens verliert, hat nichts mehr zu verlieren.

Der Freund, der dir den Spiegel zeiget,
Die kleinsten Flecken nicht verschweiget,
Dich freundlich warnt, dich ernstlich schilt,
Wenn du nicht deine Pflicht erfüllt:
Das ist ein Freund,
So wenig er es scheint.

Doch der, der dich stets schmeichelnd preiset,
Dir alles lobt, nie was verweiset,
Zu Fehlern dir die Hände beut,
Und dir vergiebt, eh du bereut:

Das ist ein Feind,
So freundlich er auch scheint.

* * *

Goldmacherey und Lotterie,
Nach reichen Weibern freyn,
Und Schätze graben, — nutzet nie,
Wird manchen noch gereun.
Mein Sprüchlein heißt: Auf Gott vertrau!
Arbeite brav! und leb genau!

Lehren für eine junge Frau.

Die Mädchen müssen immer etwas zu spielen haben: Puppen, Bilder, Karten, Katzen, Hunde und zuletzt .... Männer.

Beschäftige von nun an dein Herz blos mit deinem Manne!

Dein Betragen gegen ihn sey gefällig, ohne Erniedrigung; liebkosend, ohne Schmeicheley; bescheiden, ohne Furchtsamkeit.

Betrachte und ehre ihn als deinen Herrn, Erhalter, Beschützer und Freund!

Erforsche sein Temperament, und richte dich darnach!

Ist er übler Laune, so suche ihn aufgeräumt zu machen; schlägt dein erster Versuch fehl, so wiederhohle ihn allenfalls noch einmal; weiset er dich dann aber ab; so laß ihn ruhig, sonst machst du ihn noch verdrüßlicher. Männer haben ihre besondere Launen.

Fliehe den Umgang solcher Frauen, die von ihren Männern nachtheilig reden: es sind niedrige Geschöpfe.

Treue gegen deinen Mann sey deine heiligste Pflicht!

Halte dein Hauswesen rein und ordentlich, sorge stets für reine Wäsche. Erscheine jedesmal sauber und rein gekleidet.

Sparsamkeit ohne Kargheit sey dir angelegen.

Segnet dich Gott mit Kindern; so verzärtle und verwöhne sie nicht, wie gemeiniglich die Mütter gewohnt sind.

Ziehe sie auf mit aller Vorsicht; denn daran liegt deine Ruhe, Ehre und das Glück deines Lebens.

Laß

Laß sie alles Gute und Nützliche lernen, was sie lernen wollen. Wer heut zu Tag gut in der Welt fortkommen will, muß mehr wissen, als gewöhnlich. Tugend und Klugheit sey ihr grösstes Erbtheil.

Mache dir keine Rechnung auf ein ununterbrochenes Vergnügen im Ehestande. Es giebt Zeiten und Umstände, die viel Bitterkeiten und Beschwerden mit sich führen. .... Wer sich vorhero darauf gefaßt macht, kann sich desto leichter darein finden.

Lebe so, wie du es verantworten könntest, wenn du schnell aus den Armen deines Mannes scheiden müßtest.

Dann wirst du in deinem Ehestande so glücklich seyn, als es auf dieser Welt nur möglich ist.

Ein Traum.

Einst schlief ich, nach einem mühseligen und bethränten Tage, sanft

ein. Ach, ich hatte den Tag über allerley wunderliche Gedanken über mein Schicksal im Kopf gehabt und durch unzufriedne Klagen mich wieder Gott versündigt. Da träumte mir: als ob ich auf einem Wege wäre, auf welchem ich mich verirret hätte. Lange stund ich da und wußte nicht, wo ich hingehen sollte? ob zur Rechten oder zur Linken? da kam ein Mann zu mir, der versprach mir, mit mir zu gehen und den Weg zu zeigen. Er führte mich in das Haus eines Mannes. Der fremde Mann empfieng uns sehr freundlich und war der beste Mann von der Welt. Wir giengen darauf weg; und ich sahe, daß mein Begleiter einen schönen silbernen Becher, der auf dem Tische stand, mit hinwegnahm. Am zweyten Tag kehrten wir wieder bey einem Manne ein. Ach, das war ein böser Mensch! der wollte uns kaum einen Winkel in seinem Hause zur Ruhe gönnen. Er that auch nichts anders, als daß er trank, zankte, schwor, fluchte, und über Gott und

die

die weltliche Obrigkeit lästerte. Es war ein recht gottloser, abscheulicher Mann. Bey diesem bösen Manne ließ mein Begleiter den silbernen Becher stehen, den er gestern dem frommen Mann mitgenommen hatte. Am dritten Tag trafen wir wieder einen gar guten und herzlichen Mann an, der uns lauter Liebes und Gutes erwies und andächtig mit uns betete und sang. Aber wie wir weggiengen, da steckte mein Begleiter sein Haus in vollen Brand. Mir schauerte vor dieser Unbilligkeit. Aber, weil ich meinen Weg allein nicht finden konnte; so mußte ich nun einmal meinem Wegweiser folgen, ob ich gleich in meinem Herzen lauter Unwillen gegen ihn empfand. Dieser führte mich wieder zu einem vortrefflichen Mann, der hatte eine schöne und gar herzliebe Frau. Sie waren beyde die Leutseligkeit, Liebe und Gutheit selbst. Mein Wegweiser gab vor, er wüßte den Weg nicht recht; und unser wohlthätige Wirth schickte seinen einzigen Sohn mit uns, daß wir nicht irre

gehen

gehen möchten. Da kamen wir auf eine Brücke; schnell stieß mein Begleiter den Sohn unsers gütigen Wohlthäters in Strom hinab, daß er jämmerlich ertrinken mußte. Länger konnte ich diese grausame Thaten nicht mehr ansehen. Aufgebracht rief ich: Ungeheuer! dich müsse nie die liebe Sonne mehr anblicken! Ich will lieber, verlassen, in den einsamsten Wüsteneyen irren, als mit dir länger über Gottes Erdboden gehn, der dich alle Augenblicke zu verschlingen droht. Ich redete noch so fort, ... aber auf einmal umleuchtete mich ein Glanz, es ward überall so helle um mich, und mein Anführer hatte auf einmal eine ganz andere Gestalt bekommen, sahe so weiß, so schön aus, wie ein Engel. Ich fiel nieder, aber er hob mich sanft auf und sprach: Lerne Mensch, die geheime Wege der göttlichen Regierung. Was erkühnest du dich, du schwacher Mensch, Gottes Weisheit und Güte zu tadeln. Wisse, der Becher, den ich nahm, war vergiftet,

darum

darum nahm ich ihn dem guten Manne, und gab ihn dem Bösen. Unter der Asche des Hauses, das ich in Feuer stekte, liegt ein grosser Schatz, den wird der wohlthätige Mann, der uns so gütig aufnahm, finden, wenn er sein neues Haus baut, und damit viel Gutes stiften. Der junge Mensch, den ich in den Strom hinabstürzte, würde in wenig Jahren seinen Vater ermordet haben, und durch seine Laster die Qual seiner Mutter geworden seyn. Sterblicher, tadle nicht die verborgene Wege Gottes und überlasse dich ihm allein!

So träumte mir und ich erwachte. O mein Gott! dachte ich, ich will mich dir überlassen. Führe mich, wie du willst. Du bist ein verborgener, weiser und gerechter Gott. Was weiß ich, warum du das oder das in der Welt thuest; ich verstehe es nicht. Heilig sind deine Wege. .... Ach, tausendmal dacht ich schon an diesen Traum. ....

Und ihr, meine lieben Nachbarn, denket an diesen Traum, so oft in der Welt was geschieht, mit dem ihr nicht zufrieden seyd. ....

Es lebt ein Gott, der Menschen liebt.
Ich sehs, wohin ich blicke:
Am Nebel, der den Himmel trübt,
So wie am Sonnenblicke:

An jeder dunkeln Regennacht,
Wo mir kein Sternchen leuchtet:
Am Monde, wenn er freundlich lacht
Und meinen Gang erleuchtet:

Ich sehs, wenn Donnerwolken glühn
Und Berg und Wald bewegen:
Und sehs, wenn sie vorüber fliehn,
Am sanften lieben Regen.

Nicht nur, wenn Frühlingslüfte wehn
Durch Laub und junge Blüthe;
Nicht nur, wenn reife Saaten stehn,
Seh ich des Schöpfers Güte:

Ich seh sie auch, wenn tiefer Schnee
Die starre Flur bedecket
Und wenn die Kälte, das schöne Reh
In Felsenklüfte schrecket.

Jetzt seh ich sie, da sich mein Glück
Verwandelt in viel Leiden.
Bald aber wird sie sehn mein Blick
In tausend, tausend Freuden.

Sech=

Sechtes Stück.

Merkwürdigkeiten in der Welt und aus der Natur.

Wer von uns, liebe Nachbarn, kann den Himmel und die Erde, und alles, was ihr darinnen sehet, betrachten, ohne die unaussprechliche Weisheit und Güte Gottes zu erkennen? Besonders müssen wir erstaunen, wenn wir uns das grosse Weltgebäude in Gedanken vorstellen, die Pracht des Firmaments ansehen und die Größe der verschiedenen Weltkörper miteinander vergleichen. Wir verwundern uns schon mit Recht über die Größe unserer Welt, der Erde, die wir bewohnen; und doch ist sie klein

klein in Vergleichung mit andern Weltkörpern. Die Sonne, welche in unsern Augen so klein scheinet, ist Millionnenmal grösser, als unsere Erde. Ueberhaupt sind in der Natur tausend Sachen, die wir nicht begreifen oder von welchen wir ganz falsche Vorstellungen haben. Ueber diese wollen wir uns eines bessern belehren. Und da die meisten Dinge in der Natur von der Art sind, daß man sie uns nicht deutlicher erklären kann, indem viel Gelehrsamkeit dazu von unserer Seite erfordert würde; so müssen wir darinnen erfahrnen Leuten glauben, welche ihre ganze Lebenszeit zur Erlernung dergleichen Dinge verwendet haben. So unvernünftig werden wir nicht seyn und glauben, daß das, was wir nicht begreifen können, ein anderer auch nicht verstehen könne. Allein ihr werdet sagen: Wir Bauern haben doch so gut Augen, als die Gelehrten; was wir also wircklich sehen und mit andern Dingen vergleichen können, da kann unsere Meynung so gut seyn,

als die eines Gelehrten. Allein dieſes trifft nicht bey allen Dingen zu. Es giebt viele Dinge, welche nebſt den beſten Augen und andern Sinnen, auch einen ſcharfen, aufgeklärten Verſtand erfordern, wenn man ſich einen richtigen Begriff davon machen will. Unſere Sinnen und beſonders die Augen können uns gar oft und gar ſehr betrügen. Der Hahn oder der Knopf auf einem Kirchthurn ſcheint uns, wenn wir unten ſtehen, jener vielleicht nicht gröſſer, als eine Hand hoch, und der Knopf als eine Kegelkugel, da doch, wenn wir beyde herunter thun lieſſen und vor uns auf die Erde ſtellen, der Hahn wohl noch zweymal gröſſer, als ein anderer Hahn, und der Knopf ſo groß, wie ein Faß iſt. Aus dieſem Beyſpiele ſehet ihr, daß uns die bloſſen Sinne gar ſehr betrügen können. Je weiter eine Sache von uns entfernet iſt; deſto kleiner fällt ſie uns in die Augen. Aus dieſer Urſache ſcheinen uns die Sonne, der Mond und die Sterne ſo klein, weil ſie ſo erſtaunend weit

von

von uns entfernt sind. Ihr möget wohl sagen: welcher Gelehrte ist aber im Monde oder in der Sonne gewesen und ihre Grösse oder Entfernung von der Erde abgemessen? das ist wohl wahr; es kann freylich dahin niemand mit einer Meßruthe langen. Nichts desto weniger aber können diejenigen Gelehrten, welche die Wissenschaft der Kenntniß der Gestirne vorzüglich gelernt haben, und die man Astronomen, das heißt, Sternseher, nennt, dieses alles durch Ausrechnung herausbringen. Hiebey thun ihnen die Fernröhre oder Vergrösserungsröhre gute Dienste. Man hat dergleichen Röhre mit Gläsern, welche eine Sache viel tausendmal vergrössern. Vermittelst dieser Gläser hat man auf Einem Sandkorn bey hundert kleine Thiere entdecket. Wenn ihr den Schimmel des Brods durch selbige betrachtet; so ist er, wie ein Wald, man kann die Bäume, Aeste und die Blätter daran unterscheiden. .... Aus diesem sehet ihr nun, daß uns das blosse Auge nicht

immer eine Sache so zeiget, wie sie wirklich ist; daßman ihm aber durch die Kunst gar sehr zu Hilfe kommen könne.

Nun will ich eine kurze Beschreibung von denen Dingen am Himmel, in der Luft, auf der Erde und im Wasser geben. Merket mir nur aufmerksam zu!

Zuerst von denen Dingen am Himmel und in der Luft.

Die Sonne

ist unter allen Weltkörpern, welche wir kennen, der grösseste. Sie ist rund, wie die übrigen, und hält im Durchschnitt ohngefähr 200000. deutsche Meilen. Sie ist 21. Millionen Meilen von unserer Erde entfernet, und wohl Ein und ein Drittel Million grösser, als unsere Erde. Daß sie unserer Erde nicht näher und nicht weiter ist, und deswegen nicht kleiner, und nicht grösser ist, ... das zeiget Gottes Weisheit und Güte.

Wäre

Wäre sie bey ihrer Grösse weiter von uns entfernt, als sie ist; so würde alles, was da lebet, vor Kälte erstarren, nichts würde grünen, blühen und wachsen können; Schnee und Eis würde die ganze Welt bedecken, und ein ewiger Winter in der Natur seyn. Wäre aber die Sonne entweder grösser, als sie ist, oder unserer Erde näher, so würde ihre brennende Hitze alles verzehren, Menschen und Thiere würden verschmachten, Welt und Menschen würden schon lang nicht mehr seyn. So hat sie aber gerade ihre rechte Grösse und gehörige Entfernung. Man hat ausgerechnet, daß, wenn eine Kanonenkugel, die in einer Zeit eines Einzigen Pulsschlages 600 Schritte fliegt, von unserer Erde aus nach der Sonne könnte abgeschossen werden, dieselbe dennoch, wenn sie gleich in einerley Geschwindigkeit fortliefe, dennoch erst nach einer Zeit von 26 bis 27 Jahren in der Sonne ankommen würde. Ein Schiff, das in 24 Stunden 50. Meilen zurückleget,

würde in einem fort über 1000 Jahre segeln müssen, ehe es von unserer Erde bis zur Sonne kommen würde. Aus ihrer Wirkung können wir sehen, daß es ein erstaunlich Feuer seyn müsse. Die Morgendämmerung entstehet von den Stralen der Sonne. Welch eine Wohlthat ist das! Würde die Sonne auf einmal in ihrem majestätischen Glanze aufireten, wie nachtheilig würde das unsern Augen seyn. Unser Gesicht würde vor der Zeit geschwächt seyn. So hat der Herr alles wohl gemacht.

Der Mond

ist eben ein solcher Körper, wie unsere Erde. Er hat kein eigenes oder ursprüngliches Licht; sondern empfängt dasselbe von der Sonne. Er ist 52mal kleiner, als unsere Erde, und nur 52000 Meilen von unserer Erde entfernt. Dennoch ist er der kleinste unter den uns bekannten Weltkörpern; und uns scheinet er nur darum grös-

gröſſer, als die Sterne, weil er uns näher, als dieſelben, iſt. Es iſt ſehr und nach allen Gründen wahrſcheinlich, daß ſeine dunkeln Stellen Waſſer und Flüſſe, und die lichten Erde bezeichnen. Einige Naturforſcher und Sternſeher wollen Blitzen im Mond geſehen haben. Und aus allen Beobachtungen ſchließt man, daß Wolken, Gewitter, Regen, Thau, Schnee im Monde zu finden ſeyn, daß daher Bäume, Kräuter .... und alſo auch Menſchen und Thiere daſelbſt ſeyn werden. Wenn der Mond über das Weltmeer oder andere Seen zu ſtehen kommt, ſo ſteigt daſelbſt das Waſſer gegen ihn in die Höhe, da es hingegen auf dem andern Theil fällt. Dieſes heißt die

Ebbe und Fluth.

Weil ich eben von Sonne und Mond rede; ſo will ich der

Sonn- und Mond-Finſterniſſe

nur mit ein paar Worten gedenken. Ein Himmelskörper wird verfin-

finstert, wenn zwischen ihm und demjenigen Körper, der ihm sein Licht mittheilt, ein dunkler und undurchsichtiger Körper tritt. Wie ein Baum oder jeder Körper, wenn er vor der Sonne steht, einen Schatten von sich wirft; eben so entstehet auch die Sonnenfinsterniß: wenn nämlich der Mond gerade zwischen die Sonne und die Erde tritt. Wenn nun aber der Mond im vollem Lichte auf dem andern Theil der Erde der Sonne gerade gegen über steht, so, daß die Erde in gerader Linie zwischen der Sonne und den Mond zu stehen kommt und dahero das Licht des Monds verdunkelt; so heißt das eine sichtbare Mondfinsterniß. Sündlich ist es, wenn Christen mit heidinischem Aberglauben Gott bey dieser Naturbegebenheit entehren. Eine löbliche Vorsicht ist es aber, offne Brunnen zuzudecken und das Vieh nicht eher, als einige Stunden nach der Sonnenfinsterniß, auf die Weide zu lassen, weil die Stralen der Sonne durch den Schatten verhindert worden, die aus

der

der Erde aufsteigenden schädlichen Dünste zu zertheilen.

Die übrigen Gestirne, welche wir am Himmel sehen, sind ebenfalls grosse Weltkörper, und noch weiter als die Sonne und der Mond von uns entfernt. Da aber eine nähere Erkenntniß derselben einige mehrere Gelehrsamkeit bey uns voraus setzte, und das, was ich schon bereits davon gesagt habe, schon hinreichend ist, Bewunderung der Grösse, Weisheit und Allmacht Gottes in uns zu erregen; so will ich nur noch einiger besondern Erscheinungen gedenken, welche wir manchmal in der Luft sehen. Dahin gehören unter andern die

Kometen.

Der Komet hat seinen Namen von dem Dunst, mit welchem er umgeben ist. Sie sind nichts anders, denn dunkle Weltkörper mit einem langen Schweif, welche ihren Schein von

der Sonne erhalten. Sie haben keine regelmäßige Laufbahn, wie die andere Planeten. Ihre Laufbahn ist aber eyförmig. Sie haben zu ihrem Umlauf viele Jahre nöthig, und es kann keiner von den bereits sichtbar gewordenen vor 75 Jahren von neuem erscheinen. Ihr Glanz und Figur ist unterschieden. Es hat Leute gegeben, welche die Kometen für einen Aufenthalt verworfener Geschöpfe, oder doch wenigstens für einen Ort gehalten haben, den der Weltrichter zur Strafe der bösen Geschöpfe bestimmt habe. Allein solche Leute sind meistens mit ihrer Meynung ausgelacht worden. Abergläubisch ist die Furcht, wenn man den Kometen als einen Boten herannahender Gerichte Gottes betrachtet. Wenn erfahrne Männer berechnen, daß in dem und dem Jahre ein Komet sichtbar seyn werde; so können wir uns auf ihre Anzeige verlassen, aber ohne abergläubische Furcht, daß Krieg, Pest, Hunger und Theurung, oder wohl gar der jüngste Tag kommen werde. Wie

konn=

konnte Gott einen so grossen Körper blos aus der Ursache hingestellt haben, daß er einer kleinen Anzahl lebendiger Geschöpfe ihr künftiges Schicksal vorher verkündigte? Er hat ja sonst vor ihren Begebenheiten, die künftig sind, einen undurchdringlichen Vorhang gezogen, weil diese Unwissenheit ihnen mehr nützlich, als schädlich ist.

Das Nordlicht

wird von einigen für ein unreifes Gewitter, von andern aber mit mehrerem Grunde für zarte Dünste oder Eisstäubchen gehalten, die wegen ihrer Leichtigkeit sich über die Wolken schwingen, und von der Erde hinauf besonders von dem Lichte, das die Nordländer beständig wahrnehmen, erleuchtet und erhellet werden. Daher es denn mehr gegen Norden, als Süden, wahrgenommen wird, und den Namen Nordlicht erhalten hat. Eben so entstehet der sogenannte brennende Himmel,

wenn

wenn die über den Wolken befindliche Schneedünste erleuchtet werden, und das gebrochene Licht eine rothe Farbe verursachet. Der Aberglaube sahe sonst in diesen Erscheinungen die feurigen Mächte streiten und Krieg und Unglück den Menschen drohen. Der vernünftige Christ aber siehet darinn den allmächtigen und herrlichen Schöpfer, und die Erfahrung hat noch keine andere Folge daraus gezogen, als daß gemeiniglich strenge Kälte darauf erfolgen.

Die feurigen Lufterscheinungen,

als Irrlichter, Sternschnuppen, feuriger fliegender Drachen, Feuerkugeln, u.d.g.

sind nichts anders, als öhlichte, schwefelichte, salpeterische und wässerichte Dünste, welche durch eine starke Bewegung sich aneinander reiben, und entzünden. Mit welchem Erstaunen hat der Aberglaube von jeher diese feurigen Lufterscheinungen angesehen!

sehen! Wie oft hat man Irrlichter für Seelen der Verstorbenen, die ihre Ruhe nicht finden könnten, oder selbst für teuflische Gespenster gehalten. Zu welchen schändlichen Verläumdungen, Verwünschungen und grausamen Bezeigen hat nicht oft der sogenannte feurige Drache Gelegenheit gegeben! Wie hat man oft den frommen Verehrer Gottes, über dessen Haus diese Erscheinung gesehen worden oder verschwunden ist, für einen Bundsgenossen des Satans gehalten, und den Segen Gottes für eine Gabe des Teufels angesehen! Zu welchen Vorherverkündigungen von Unglück über ganze Städte und Länder haben fliegende Feuerkugeln Anlaß gegeben, und die Einwohner mit Angst und Schrecken erfüllet! Zu wie viel schändlichen Betrügereyen haben listige Menschen daher Gelegenheit genommen! .... Und noch .... noch ist dieser schändliche von dem Heidenthum herübergekommene Irrthum nicht ausgerottet. Noch folgen Christen dem blinden Aberglauben

mehr, denn der Vernunft und Erfahrung, und finden in allen diesen Erscheinungen Bilder des schädlichsten Schreckens. Besonders nehm ich diesen Irrthum noch an vielen von euch, meine lieben Bauern und Landleute, wahr. Ihr habt mir so viel Abentheuerliches, Widernatürliches und Närrisches von diesen Erscheinungen schon erzählet, daß ich es der Mühe werth halte, euch die wahre Beschaffenheit der Sache zu erzählen, und wenn ich mich dabey etwas länger aufhalte, wird euch nicht schaden.

Merket: die Luft ist mit allerley Dünsten angefüllt, durch deren Zusammenkunft ein Reiben, Gährung und andere Arten innerer Bewegung nothwendig entstehen und daher vielfältige Veränderungen in derselben vorgehen müssen. Es ist in der Luft ein beständiger Krieg, der, nach Verschiedenheit der Dünste, die miteinander streiten, theils feurig, theils wässerichte Lufterscheinungen hervorbringt. Und so entstehen dann die

Irr-

Irrlichter,

welche kleine unstetige Flammen sind, die nur ein wenig und nie über 6 Fuß hoch über der Erde schweben. Bisweilen erscheinet nur eine einzige Flamme, und bald darauf zertheilt sie sich in mehrere. Bald ziehen sie sich zusammen, bald verschwinden sie gänzlich, und bald kommen sie an einem andern Ort wieder zum Vorschein. Ihr Geburtsort und Aufenthalt ist besonders in Sümpen und Morästen, und in solchen Gegenden, wo Gewächse und Thiere in die Fäulniß gegangen sind, desgleichen auf Kirch- und Freyhöfen, oder solchen Oertern, wo blutige Schlachten vorgefallen, und viele Todte begraben worden. Dieses nun läßt uns auf ihre Entstehungsart schliessen. Aus solchen Gegenden müssen nothwendig, besonders wenn die Strahlen der Sonne diese Oerter des Tages über sehr erwärmt haben, gegen Abend häufige Dünste aufsteigen, die aus wässerichten, ölichten und schwe-

fel-

felichten Theilen bestehen. Diese alle werden durch die Kälte näher zusammengebracht und in eine Art Schleim verwandelt. Indem sie sich aber näher vereinigen, so entstehet ein Reiben unter ihnen. Die ölichten und schweflichten Theile haben nun ungemein viel Brennbares in sich. Durch das Reiben wird nun das Brennbare, welches sonst Elementarfeuer heißt, befreyet, und diese Befreyung desselben verursachet ein Leuchten mit oder ohne Wärme. Sobald sich nun aber die brennbaren Theile völlig aufgelöst haben und in die Luft übergangen sind, oder mehr wässerige Theile an sich gezogen haben, sobald wird das Leuchten verschwinden, die Materie wird dichter und schwerer, die Luft kann sie nicht mehr halten, und sie fällt auf die Erde, da denn nichts als ein schleimichtes und klebriges Wesen wahrgenommen wird. Dies ist der Ursprung der Irrlichter. So lange nun die brennbaren Theile in Bewegung sind, so lange sind sie sehr leicht; und wegen dieser Leichtig-

keit kann sie auch die geringste Luft weiter treiben. Und darum darf man sich auch nicht darüber verwundern, warum sie vor demjenigen fliehen, welcher sie verfolgt, und hingegen den verfolgen, der vor ihnen fliehet. Wer auf die Irrlichter zugehet, der stößt die Luft vor sich her, und je schärfer und schneller er geht, desto mehr bewegt sich die Luft vor ihm her. Die Irrlichter müssen daher der Bewegung der Luft folgen, und vor demjenigen, der sie zu verfolgen scheint, sich weiter entfernen. Flieht man hingegen bey ihrer Erblickung, so läßt man hinter sich immer einen luftleeren Raum, und die daran gränzende Luft muß sich dahin bewegen. Es entsteht daher, wie man es zu nennen pflegt, ein Zug der Luft. Da nun die Irrlichter der Bewegung der Luft folgen; so ist es natürlich, daß sie demjenigen folgen müssen, der vor ihnen flieht. Dahero hängen sie sich oft an schnellfahrende Wagen, oder geschwind forteilenden Reitern an, sobald sie etwas stille gehalten,

und selbige einmal im Zuge der Luft nachgeeilet sind.

Man sagt, und der Aberglaube hat da der geheiligten Religion sehr nachtheilige Folgen hergeleitet, daß die Irrlichter vor demjenigen fliehen, welcher flucht, und dem hingegen sich nähern, welcher betet. Auch dieses hat seine natürlichen Ursachen. Der, welcher sehr ängstlich betet, ziehet die Luft an sich und mit ihr bewegen sich die Irrlichter. Der hingegen, welcher flucht, stößt die Luft von sich und mit ihr entfernen sich diese leuchtenden Dünste. Es würde auch dieses durch heftiges Schreyen geschehen, ohne daß man dabey den Namen Gottes verunehret. Denn nicht das Beten oder Fluchen, sondern die Bewegung der Luft ist die Ursache von der Annäherung oder Entfliehen der Irrlichter. Aber warum führen die Irrlichter diejenigen, welche ihnen folgen, in Sümpfe, Moräste, Teiche und also an solche Gegenden, wo die Gefahr des Leben zu verlieren so nahe

ist?

ist? Warum führen sie auf Freydhöfe und andere fürchterliche Oerter? Der verirrte Wanderer hält diese Irrlichter in der Ferne für den Schein eines Lichts oder Laterne, und ist froh, daß er Menschen zu finden hoffet, die ihn aufnehmen oder den rechten Weg zeigen. Er gehet daher auf diese Lichter zu; je weiter er gehet, desto mehr fliehen sie vor ihm her. Da sie aber auf Freydhöfen und morastigen Gegenden ihren Aufenthalt haben; so ist es nicht zu verwundern, daß der Wanderer auf solche Oerter natürlich kommen muß. Sagt endlich der Aberglaube, daß die Irrlichter vielen an ihrer Gesundheit nachtheilig geworden, und solchen Personen, die ihnen zu nahe gekommen, Krankheiten verursachet; so sind dieses Wirkungen der Furcht, in welche diese Personen bey dem Anblick dieser Irrlichter, die sie für Gespenster oder sonst noch für was Aergeres hielten, versetzt worden sind. Ihr Blut ward in seiner ordentlichen Bewegung gehindert und verdicket,

und die Stemmung desselben fühlen sie als eine große Last, die auch wohl äusserliche Merkmale hinter sich lässet. Nicht die Irrlichter, sondern die bebende Furcht vor ihnen ist die Ursache der Krankheit.

Sternschneuzen.

Wenn feurige und leuchtende Körper in einer höhern Luftgegend erscheinen; so bekommen sie nach der Gestalt, den ihnen die Einbildung oder Unwissenheit der Aberglaube beygelegt hat, auch andere Namen. Hiezu gehören die Sternputzen oder Sternschneuzen. Auch in der obersten Gegend der Luft befinden sich brennbare und saure salzige Dünste. Kommen diese Dünste näher zusammen, so entsteht eine Flamme, die nachher durch den Druck der kältern und dichtern Luft umher zunimmt. Wenn nun das Brennbare dieser Dünste verflieget, eben so werden die Dünste schwerer, und die ganze Masse fällt entweder in gerader Linie oder

wegen

wegen des Widerstandes der Luft in schiefer Richtung gegen die Erde. Indem nun diese entzündeten Dünste in die untere Luft kommen, so treffen sie da wässrige und irdische Dünste an, die sich an sie hängen, dadurch wird nun das Feuer der entzündeten Dünste erstickt, verlöscht und sie fallen wegen ihrer Schwere zur Erde, wo man eine zähe, klebrichte Materie findet, und es für den unreinen Abgang der Sterne gehalten hat. Nimmt man Kampfer, Salpeter und leimigte Erde, macht man aus dieser Materie eine kleine Kugel, die man mit Weingeist stark anfeuchtet, brennt man dieselbe an und wirft sie in die Luft; so stellt sie einen fallenden Stern sehr eigentlich vor, und man wird da, wo sie auf die Erde gefallen ist, eben eine solche zähe und schleimigte Materie, wie bey den Sternputzen, finden.

Eben so entstehen die hüpfende Ziege, brennende Balke, der feurige Drache, die Feuerkugeln.

Der feurige Drache

hat eine grössere brennende Materie, hat eine lange unregelmäßige Gestalt, scheint sich in gerader Linie am Himmel fortzuziehen und sich nur im Fortziehen nach der Erde zu sinken. Diese letztere Naturerscheinung hat der Aberglaube und die Unwissenheit besonders zur Verkleinerung der Ehre Gottes gemißbraucht. Man will diesen feurigen Drachen nämlich über Häusern erblicket und darauf gesehen haben, daß er sich in die Schornsteine herabgelassen habe. Hieraus schloß man, daß die Leute darin Bundsgenossen des Teufels waren und Geld von ihm bekämen. Die Sache mit dem Herablassen dieser Naturerscheinung in den Schornstein ist natürlich. Dieß kommt theils von der Bewegung der Luft her, die daselbst durch

durch den Rauch verdünnert worden, theils von der Verwandschaft, die zwischen dem harzigen Rauche und der Materie der feurigen Lufterscheinungen ist. Da nun in den Schornsteinen viel harzige und schwefelichte Dünste sind und diese in die Luft übergehen; so müssen sich die entzündeten Dünste, wenn sie niedrig genug sind, nothwendig dahin senken, um sich mit einander zu vereinigen. Schilt also nicht den Fleißigen, daß er den Drachen habe, der ihm Geld bringe. Gott ist es, der sein Gebet und Arbeit segnet.

Das Gewitter.

Es steigen von der Erde immer in die Luft Dünste aus. Besonders werden, wenn die Sonnenhitze groß und anhaltend ist, schwefelichte, salzichte und harzigte Materien in grosser Menge aus der Erde aufgelöset und steigen in die Luft. Dort ziehen sie sich zusammen und bilden Wolken, die desto dichter und schwärzer sind,

je mehr sich die Dünste häufen. Diese Dünste nun, wenn sie in einer Menge oder in den Wolken versammelt sind, suchen sich zusammen zu begeben, reiben sich aneinander: und dadurch entstehet der Blitz oder das Leuchten, welches nichts anders ist, denn das entzündete Feuer der brennbaren Materie in den Dünsten. Wenn nun der Blitz herausfährt, so verursacht er augenblicklich ein Gepraſſel, welches man den Donner nennt. Dieser Donner oder Knall entstehet von dem plötzlichen Ausdehnen und Wiederzusammenfallen der Luft, das durch das Feuer verursacht wird. Einen deutlichen Beweis davon stellet ihr selbst gar oft an. Wenn ihr eure Peitsche nehmet, woran eine gute Schnur ist und damit gewaltsam durch die Luft streichelt, so entstehet aus dieser geschwinden Bewegung ein Knall, welcher blos dadurch verursachet wird, daß die Spitze der Schnur durch ihre geschwinde Uebereinanderschlagung die Luft, welche dazwischen ist, schnell theilet und

schnell

schnell sie wieder zusammen fallen lässet. Würdet ihr eure Peitsche langsam bewegen, so werdet ihr einen solchen Schnall nicht hervorbringen. Eben so ist es auch mit dem Blitze, welcher durch sein schnelles Hervorbrechen die Luft zertheilet .... welches den Donner verursachet. Und wir sehen nur darum den Blitz eher, als wir den Donner hören, weil das Licht mit grösserer Geschwindigkeit, als der Schall, zu uns dringt. Man wird, zum Exempel, in einer Entfernung das Feuer von einer losgeschossenen Flinte weit eher sehen, als den Schall davon hören. Daß nun aber der Schall oder Donner lange anhält, wird blos durch das öftere Anstossen verursachet. Der Knall nämlich, der bey der plötzlichen Hervorbrechung des Blitzes erzeugt wird, stößt an andere Wolken, Berge, Wälder, Gebäude, Felsen, u. d. gl., und so oft er anstößt, prallt er zurück, und giebt also ein vielfaches Echo, daß es also unserm Ohre vorkömmt, als wenn er

fortrollte. Darum wird auch der Donner in bergichten Gegenden oder an Orten, wo hohe Gebäude und Wälder sind, weit heftiger und fürchterlicher gehöret werden, als in ebenen Gegenden; so, daß man, wenn man unten in Thälern sich befindet, die mit hohen Bergen und steilen Felsen umschlossen sind, ein langwieriges Murmeln desselben vernimmt. Auch eine Flinte, die man in solchen Gegenden losschiesset, wird unten im Thale ein grösseres Krachen verursachen, als in Orten, wo keine Berge sind. So fürchterlich übrigens das Krachen und Rollen des Donners ist; so wenig dürft ihr euch davor fürchten, denn er hat weiter keine schädliche Folgen, weil alles Gefährliche und Schädliche blos im Blitze bestehet. Habt ihr einmal den Blitz ohne Verletzung gesehen, so habt ihr, an euerm Theile, vor dem Donner nichts mehr zu fürchten. Je geschwinder aber nun der Knall auf den Blitz folgt, desto stärker und näher ist das Gewitter. Legt die Hand

an

an euern Puls: Schlägt nun der Puls, nachdem ihr den Blitz gesehen, fünfmal, ehe ihr den Donner hört; so ist das Gewitter noch eine halbe Stunde von euch entfernt; schlägt er zehnmal, eine Stunde; u. s. w.

Wenn ihr nun aus dem Vorhergehenden einigermaßen begreifen könnet, wie der Blitz entstehet; so werdet ihr euch nun wohl desto leichter den Begriff machen können, wie er einschläget. Wenn die Gewitterwolke so niedrig ist, daß ihre Ausdünstungen einen spitzigen Körper, z. E. die Spitze eines Thurns, Baums oder Gebäudes erreichen; so zieht sie ihre Kraft in diese Spitze zusammen, und theilt sie ihm durch Blitz und Schlag mit. Darum schlägt es auch öfter in hohe Thürne, Bäume u. d. g. ein, weil nämlich diese hohe Körper dem Dunstkreise der Gewitterwolken näher kommen. Diejenige Blitze, welche schweflichte Theile bey sich führen und mit selbigen herunterfahren, zünden alsdann an-

andere brennbare Dinge, die sie finden, an, und werden deswegen warme Schläge genannt. Diejenigen Blitze aber, welche wenig Schwefel bey sich führen, zerschmettern, und werden kalte Schläge genannt. Auch schlägt es gemeiniglich dahin ein, wo die meisten schwefelichte Dünste sich befinden, nämlich an Orte, wo viel Erzt und schwefelichte Mineralien gefunden werden; wo faulende Körper von Menschen und Vieh begraben liegen; an Orte, wo viele Dünste aufsteigen, desgleichen in Schornsteine, oder nahe bey denselben; in Häuser, in Viehställe, Miststätten u. d. g. Die Ursache ist, weil da viele Dünste sich häufen, welche mit den übrigen in der Luft zusammenhängen und von dem Blitze bis herunter entzündet werden.

Ihr merket nun, daß der Blitz und Donner seine natürliche Ursachen habe. Gewitter sind eine wahre Wohlthat Gottes. Die Luft wird durch dasselbe von schädlichen Dünsten

sten gereinigt. Ohne Gewitter würde die Luft in ein schädliches Gift verwandelt werden, Seuchen und Pesten würden entstehen, Menschen und Vieh zu tausenden ermatten, hinfallen und sterben, und die Erde ein Todtenbehältniß werden. Gehet einmal, nach einem Gewitter, hinaus und gebt Achtung, wie die Luft da so rein und kühle seyn wird, wie euer Athem dann so leicht und frey gehet, wie euer Herz erquicket und euer ganzes Leben neue Nahrung bekömmt. Und wie viel der Donner, durch die Erschütterung der Erde, zur Fruchtbarkeit beytrage, und was für eine kostbare Nahrung für Felder und Wiesen der Gewitterregen sey, das lehret die Erfahrung. Der grosse Nutzen also, den die Gewitter verschaffen, ist weit grösser, als der Schaden, den sie nur selten anrichten. Wir sollten demnach Gott für diese Wohlthätige Naturbegebenheit vielmehr danken, als dabey mit knechtischer Furcht vor ihm zagen; wir sollten das Gewitter mehr wünschen, als

fürch-

fürchten. Viele Menschen zittern sclavisch bey dem Ungewitter; sie verhüllen ihre Augen vor dem Blitze, schleichen sich in die Winkel vor dem Brüllen des Donners. Und was sollen wir uns darüber wundern? Von ihrer Kindheit an wird ihnen eine Angst und Furcht vor dem Gewitter eingeprägt, die dem Menschen ohnedem natürlich ist, da er sich vor scheinbaren Uebeln entsetzet. Lernt Gott zu allen Zeiten fürchten; so wird euch auch diese Naturerscheinung nicht schreckbar seyn. Uebergebt euch zu der Zeit mit getröstem Herzen seinen Händen. Aengstliche Furcht hat jederzeit mehr geschadet, als genutzet. Hingegen ist es rathsam, sich auch der natürlichen und vernünftigen Mittel zu bedienen, um Schaden abzuwenden. Die Hauptregel ist diese: Man vermeide alle diejenigen Oerter, wo der Blitz leicht entstehen kann, und nach welchen er am meisten gerichtet ist. Zu dem Ende, so

1) vermeidet das Läuten der Glocken. Von der Schädlichkeit ist es nun abgeschaft worden, und wir müssen also nicht widerstreben. Ich könnte euch traurige Beyspiele genug erzählen, daß durch das Läuten der Glocken das Gewitter stärker geworden und in Thürne und Kirchen eingeschlagen, und Menschen getödtet oder beschädigt hat. Es hat einmal ein Einziges Gewitter in einer Stadt in 24 Kirchen, und zwar nur in diejenigen eingeschlagen, wo man, um das Wetter zu vertreiben, die Glocken geläutet hat; diejenigen Kirchen aber hat es verschonet, wo man nicht geläutet hat. Und das gehet auch natürlich zu. Die Luft folget bey dem Schwingen der Glocke auf der einen Seite der Glocke nach. Gesetzt nun, der Stral läßt sich eben nahe vor dem Thurne sehen; so wird er in aller Eile mit der Luft der Glocke nachgetrieben, und fährt also in den Thurn.

Ein gleiches erfolgt bey jedem Zugwinde.

2) Stellet euch zur Zeit des Gewitters nicht an hohe Gebäude, Thürme, Bäume, oder andere hohe und spitzige Körper.

3) Meidet alle Oerter, wo viele schwefelichte Dünste sich befinden, als sumpfichte Oerter, Freydhöfe, Kirchen, Kohlhaufen, Viehställe, heimliche Gemächer, Dunghaufen, Stuben, die mit vielem Tabaksrauch angefüllet sind.

4) Meidet alle Handlungen, welche bey starkem Feuer und dem daher entstehenden Rauch geschehen müssen! Der Rauch kann ein Haus oder Ort zur Zeit des Gewitters in die größte Gefahr setzen. Es wäre zum Wohl des gemeinen Bestens zu wünschen, daß uns besonders, meine lieben Bauern und Landleute, durch Gesetze der Obrigkeit unsere überaus schädliche Gewohnheit bey dem Gewitter Feuer zu machen, und allerhand Dinge darauf zu werfen

fen, die einen starken und stinkenden Geruch von sich geben, bey harter Strafe verboten würde. Ihr glaubt dadurch das Gewitter zu vertreiben und abzuwenden, und ihr setzet euch wahrhaftig der äussersten Gefahr aus, das Gewitter zu euch zu ziehen, und das Einschlagen zu befördern. Oft genug ist das schon geschehen.

5) Verhütet zu der Zeit alle Erhitzung, Schweiß und Ausdünstung.

6) Meidet alle Zugluft, denn öfters folgt der Blitz der Luft. Haltet also Fenster und Thüren bey den Gewittern zu. Jedoch

7) Verschlieffet nicht alle Oeffnungen des Zimmers, sondern lasset ein Fenster oder Thür an derjenigen Seite offen, wo das Gewitter nicht herkommt, und sich der Blitz nicht besonders sehen läßt. Denn, wenn sich ja das Unglück ereignen sollte, daß der Blitz in das Zimmer führe; so wird er sich doch, wenn eine Oeffnung im selbigen ist, ausbreiten können,

und ihr werdet vor der Gefahr zu ersticken gesichert seyn

8) Vermeidet allen Schrecken. Man hat Beyspiele, daß Personen, bey welchen der Blitz vorbeygefahren ohne sie zu verletzen, blos aus Schrecken gestorben sind, oder den Gebrauch ihrer Sinne verloren haben.

Was man vom Donnerkeile träumet, ist eine Erfindung des Aberglaubens und der Unwissenheit. Wo ist es möglich, daß diese Steine so lange in der Luft getragen oder im Augenblicke des Blitzes daselbst erzeugt werden können? Zufälliger Weise liegen sie nur, oft zu hunderten, ja tausenden, an solchen Orten, wo das Gewitter eingeschlagen. Viele von euch glauben sich und ihre Habseligkeit sicher von dem Donnerstral, wenn ihr nur diesen Stein in euren Häusern aufbewahret. Schämt euch eines solchen Aberglaubens. Und wenn ihr saget, daß diese Steine besondere Eigenschaften haben, bey Veränderung des Wetters schwitzen,

bey

bey dem Donner sich bewegen, einen um sie gewundenen Faden vor dem Verbrennen bewahren, und, wenn man sie reibt, nach Schwefel riechen; so machet die Probe mit einem jeden andern glatten Stein; der wird euch das auch thun. Donnerkeile sind eine Geburt der Einbildung, und eine schädliche Nahrung des Aberglaubens.

* * *

Man kann nun nicht von jeden Wirkungen der Natur so deutliche Beyspiele geben. Und was wir nicht begreifen können, das müssen wir nicht alles für übernatürlich halten. Selbst den Gelehrten ist noch gar vieles verborgen, davon sie die Ursachen nicht angeben können. Welcher Mensch kann die Tiefe der Allmacht und Weisheit Gottes ergründen. Aber gar vieles, was uns unergründlich ist, begreifen gelehrte Leute gar wohl. Wie wenige von uns werden glauben, daß die Sonne stille stehe? und sich die Erde und alle andere Weltkörper um sie bewegen? Und doch ist

es wahr. Denn obgleich in der Bibel stehet, daß die Sonne um die Erde laufe und die Erde stille stehe; so sind dieses Redensarten, welche den damaligen Begriffen der Menschen gemäß waren, und nach welchen sich die Propheten des alten und die Apostel des neuen Testamentes richten musten, wenn sie den damaligen Leuten sich verständlich machen wollten; da uns ohnehin die Bibel zur Lehre in Glaubenssachen, nicht aber zum Unterricht in der Religion gegeben ist. Ueberhaupt können wir glükselig seyn in dieser und jener Welt, wir mögen alles begreifen, oder nicht. Es ist nichts destoweniger wahr. Und wer darüber nachdenket und es einsiehet, der wird desto mehr von der Allmacht und Güte unsers Gottes gerühret werden.

* * *

Nun will ich euch noch etwas von der Erde, als dem Weltkörper, welchen wir bewohnen, sagen.

Die Erde ist ein runder dunkler Körper, welcher sein Licht von der

Sonne

Sonne erhält. Sie ist um 1 und 1 drittel Million kleiner als die Sonne; hingegen 52mal grösser, als der Mond. Sie ist 20 bis 21 Millionen Meilen von der Sonne, ... und 52000 Meilen von dem Monde entfernt. Sie hat 5400 Meilen im Umkreise. Sie schwebet in der Luft und wird von derselben wie ein Stück Holz im Wasser getragen. Die ganze Oberfläche des Erdbodens ist gröstentheils mit Wasser bedekt, und vom trockenen Lande ist nur ein Viertel bewohnt. Es könnten wohl 3000 Millionen Menschen auf dem Erdboden zugleich leben; es ist aber der dritte Theil, nämlich 1000 Millionen vorhanden. Davon leben in Europa ohngefähr 150 Millionen; in Asien 550 Millionen; in Afrika 150 Millionen, und in Amerika 150 Millionen.

Nach einer wahrscheinlichen Berechnung sterben in einem Jahr ohngefähr 30 Millionen Menschen; jeden Tag 82000; jede Stunde 3400; jede Minute 60.

Alle diese Zahlen und Berechnungen von der Entfernung und Grösse eines Weltkörpers, wie auch von der Menge der Bewohner unserer Erdkugel treffen nicht so genau zu. Der eine Gelehrte bestimmt diese Zahlen höher, der andere niedriger. Allein dieses darf uns nicht irre machen. In der Hauptsache sind sie einerley Meynung. Und wie selten treffen unsere Reden zu in geringen Zahlen, wenn wir die genaue Entfernung eines Dorfes oder einer Stadt von der andern bestimmen wollen, ob wir gleich selbst den Weg gegangen sind? Der eine sagt der Weg wäre 6 Stunden lang; der andere sagt 6 und eine halbe; oder 5 und eine halbe.

Alle bekannte Länder des Erdbodens werden in 4. Haupttheile abgetheilet, welche wir Europa, Asia, Afrika und Amerika nennen. In diesen 3 letztern Welttheilen giebt es aber auch noch grosse Striche Landes, welche man die unbekannten Länder nennt, weil man

sie,

sie, entweder wegen der erstaunlichen Kälte oder der unerträglichen Hitze und erschrecklichen Wüsten, oder Sandgegenden nicht durchreisen, und also nicht untersuchen kann.

Europa ist der kleinste .... aber, nach dem Verhältniß seiner Grösse gegen andere, der bevölkerteste, gesitteste und gelehrteste Welttheil. Seine Einwohner herrschen über viele grosse Länder und haben sich fast die halbe Erde unterwürfig gemacht. Keine andere, als europäische Völker, reisen in allen 4 Welttheilen herum, um sich das, was ihnen gefällt, aus allen Ländern herbey zu holen. Von allen Völkern der Erde sind die Europäer diejenigen, welche am meisten wissen und die meisten Künste gelernt haben. Europa ist der Welttheil, welcher am meisten angebauet ist, wiewohl er noch viel besser könnte angebauet werden. Die Einwohner haben am meisten Gemeinschaft miteinander, da die Bewohner der andern Welt-

theile viel weniger Gemeinschaft mit einander haben und deswegen auch an Sitten und Lebensart, ja auch an Gestalt sich viel von einander unterscheiden. In Europa sind 3. Hauptreligionen; nämlich die Christliche, Jüdische und die Türkische oder Mahometanische. Die Christliche Religion vertheilet sich nun in 4 grosse Secten, wie ein Baum in 4 Aeste. Diese Secten sind 1) die Römisch-Katholische; 2) die Evangelisch-Lutherische; 3) Evangelisch-Reformirte, und 4) die Griechische. Die Lutherische und Reformirte Secte wird darum so genennet, weil die Hauptpersonen derselben Lutherus und Calvinus waren. Sie heissen auch Protestanten, weil sie sich den Lehren des Pabstes wiedersetzten und solche nicht, als in der heiligen Schrift gegründete Glaubenslehren, haben annehmen wollen.

Asia ist in der Mitte des Landes, und nach Norden zu, ein unfruchtbares und zum Ausbauen ungeschick-

tes

tes Land. Die übrigen Gegenden aber von demselben sind die schönsten und fruchtbarsten in der ganzen Welt, welche fast alle Gattungen der Nahrung im Ueberfluß hervorbringen: deswegen sind sie auch ausserordentlich bevölkert. Von daher holen auch die Europäer jährlich mit ihren Schiffen eine grosse Menge von Seiden und baumwollenen Waaren, feine Porcellaine, Coffee und Thee u. s. w. In diesen schönen Gegenden ist ehemals das Paradies gewesen. Auch ist unser Erlöser da, als Mensch, gebohren worden, und hat da zuerst mit seinen Aposteln das Evangelium gepredigt. Jetzo aber sind die Einwohner meist Mahometaner und blinde Heiden.

Afrika ist der heisseste und für uns der unbekannteste Welttheil. Es getrauet sich kein Reisender weit in dasselbige zu wagen, indem man erschreckliche Wüsten, himmelhohe Gebürge von Sand und Asche, und die grausamsten reissenden Thiere und

Ungeheuer daselbst antrifft. Die Gegenden, welche an das grosse Weltmeer gränzen, sind nur bewohnt und uns bekannt. Die Einwohner sind Heiden und Mahometaner, ganz schwarz und zum Theil Menschenfresser. Doch ist im Kaiserthum Abißinien die Christliche Religion eingeführt.

Amerika wird auch die neue Welt genennt, weil es erst ohngefähr vor 300 Jahren, Anno 1494, ist erfunden worden. Ist der gröste .... und an Gold und Silber der reichste Welttheil.

Von der Entdeckung dieses Welttheils muß ich euch etwas weniges erzehlen.

Christoph Kolumbus erfand denselben zuerst. Er war ein erfahrner Seemann, beherzt, munter und tapfer. Sein Vaterland ist Genua in Italien. Es gieng ihm immer im Kopfe herum, daß es auf

der

der andern Seite der Welt auch noch ein Land geben müste. Hiezu kam noch, daß man einigemal, da man weiter gegen Westen gefahren war, auf der See herum schwimmende, künstlich geschnitzte Stücke von Holz, ausgerissene Bäume von unbekannter Art, die vom Westwind herbeygeführet wurden, gefunden hatte. Endlich fand man sogar an einem Ufer die Leichname von zween Männern, welche die See ausgeworfen hatte. Sie hatten eine ganz besondere Bildung, daß sie weder den Leuten aus Asien noch Afrika ähnlich sahen. Kolumbus sammelte nun mit Sorgfalt alle diese Beobachtungen, hatte sie Tag und Nacht in seinem Kopf, verglich damit die Nachrichten von Indien, die er gelesen hatte, und schloß nun, daß gegen Westen zu dieses Land und Leute seyn müsse. Darauf entdeckte er sein Vorhaben, fremde Länder zu entdecken, suchte deswegen bey verschiedenen Potentaten Hilfe, bekam aber bey den meisten wenig Gehör, und wurde seines

Vor-

Vorhabens wegen noch dazu verlachet und verspottet. Jedoch duldete er die bittersten Kränkungen und Schmähungen mit der bewundernswürdigsten Gelassenheit. Der damalige spanische König Ferdinand, mit dem Beynamen der Katholische, und seine Gemahlin Isabella, liessen sich endlich dazu bewegen; und endlich reiste Columbus am 3ten August 1492 mit 3 kleinen sehr schlechten Schiffen und einer Mannschaft von 90 Personen ab, stunde auf der Reise vieles Ungemach aus, und entdeckte darauf Amerika. Guanahni, oder die Kabinsel, war die erste, so er entdeckte. Er starb endlich nach vielen ausgestandenen Gefahren, und in seinem Alter mit Undank und Schmach belohnet, in Valadolid, wohin er zurükgekehret war. Kortes, Bizarro, Amerikus Vesputius und andere haben nachhero noch mehreres entdekt, und lezterer hatte die Ehre, daß das ganze neue Land nach seinem Namen Amerika genannt wurde. Darauf machten sich die Spanier das

ganze

ganze Land unterwürfig, und brachten ganze Millionen Einwohner ums Leben. Aus Geldsucht und blindem übertriebenen Religionseifer begiengen sie die unvernünftigsten Grausamkeiten. Nur eins unter Tausenden! Als die Spanier das reiche Königreich Peru in Amerika eroberten, wollten sie die Einwohner, blinde Heiden, sogleich auch zu Christen machen. Da trat der spanische Feldpater, mit Namen Vinzenz Palverde hin; nahm das Kreuz in die eine, und das Brevier in die andre Hand, stellte sich also vor den Kaziken oder König von Peru, mit Namen Atahualpa, und predigte ihm ein Langes und Breites von der Schöpfung der Welt, von Adams Sündfall, von der Menschwerdung und Kreuzigung Christi, von der Heiligkeit und Macht des Papstes (damals Alexander der Sechste) der sey der Staathalter Gottes auf Erden und habe ihnen die ganze neue Welt mit allen Leuten geschenkt. Nach dieser Predigt ermahnte er den

König,

König unverzüglich den christlichen Glauben anzunehmen, das untrügliche Ansehen des Papstes zu erkennen, und dem Könige von Spanien sich gutwillig zu unterwerfen. Atualpa verstand von allem diesen kein Wort, weil es seine Sprache nicht war, doch hatte er die Geduld, dieses lange Gewäsch ruhig anzuhören, und lies sichs verdollmetschen; und weil der Dollmetscher ein elender Kerl war, so wurde ihm der Sinn dieser Predigt noch unverständlicher. Das, was er davon begriff, erwekte sein Erstaunen, doch faßte er sich, und antwortete mit vieler Gelassenheit: Er sey bereit, ein Freund und Bundgenoß des Königs von Spanien, aber nicht sein Vasall zu werden. Was den Pabst beträfe; so müsse er wohl ein sehr wunderlicher Mann seyn, daß er sich einfallen liesse, Länder und Leute zu verschenken, die nicht sein gehörten. Seine Religion würde er gegen keine andere vertauschen, weil es ihm vernünftiger schiene, die unsterbliche Sonne anzubeten, als

den

den Gott der Christen, von dem sie ja selbst jezo gesagt hätten, daß er am Kreuz gestorben wäre. Sonsten verstünde er von allen den unbegreiflichen Dingen, die ihm der Pater da gesagt hätte, nichts; doch wünschte er zu wissen, auf welche Art sie ihm selbst bekannt worden wären? Der Pater reichte ihm hierauf das Brevier dar, und sagte: dies ist das Buch, welches uns das alles saget. Der König besah das Buch auf allen Seiten, machte grosse Augen, hielts an sein Ohr, in der Meynung, daß es reden würde, lächelte, warf es weg und sagte: das Buch kann ja kein Wort sprechen. Und nun griffen die Spanier zu den Waffen, schrien überlaut zur Rache! zur Rache! ihr Christen, ermordet diese Hunde, die Gottes Wort verachten. Ach, welch ein greuliches, schauervolles Blutbad hierauf angieng, kann ich euch nicht beschreiben. Man raubte alle Schäze, plünderte die Tempel, schmiß die Götter herab, und sezte .... Marienbilder hin; dem guten

braven

braven König, that man allerley Drangsalen an, er wurde mit Gewalt zur Taufe gezwungen, und .... bedenkt! .... sogleich darauf jämmerlich erdrosselt oder gehangen. .... Das ist nur ein Stück von dem unvernünftigen Betragen der Spanier. Von dem andern wollen wir jetzo schweigen.

Amerika wird auch Westindien genannt, weil es zu gleicher Zeit entdekt wurde, als die Portugiesen Ostindien entdekten. In denen Provinzen, die nun denen europäischen Mächten gehören, ist die christliche Religion; aber mitten im Lande giebt es noch Heiden.

Als einen fünften Welttheil können wir nunmehro schon annehmen, Australien, welches erst vor einigen Jahren entdekt worden, und grösser, als Europa ist. Wir kennen erst einige Inseln.

Europa wird eingetheilt: 1) In Deutschland. 2) In Rußland oder Moskau. In diesen beyden Ländern sind Kaiser. Nun folgen die Königreiche: 3) Portugal, 4) Spanien, 5) Frankreich, 6) England, 7) Schottland, 8) Irrland, 9) Dännemark, 10) Norwegen, 11) Schweden, 12) Preussen, 13) Pohlen, 14) Ungarn, 15) Böhmen, 16) Sardinien, 17) Neapolis, 18) Sizilien, 19) Korsika. In dem Lande, welches man Italien nennt, liegt nämlich Neapolis und Sizilien. Auch liegt noch in Italien das Land, welches dem Pabst gehöret und 20) Kirchenstaat genennet wird: die Republick Venedig, Genua, nebst verschiedenen Herzog- und Fürstenthümern. Nun folgen noch 2 grosse Republicken, nämlich 21) Holland und 22) Schweiz. Eine Republick ist ein Land oder Staat, über welches nicht

Eine .... sondern mehrere Personen regieren.

In Portugal, Spanien, Frankreich, Pohlen, Sardinien, Neapolis, Sizilien, Korsika, im Kirchenstaat, Venedig, Genua ist die Römisch-katholische Religion; und in England, Schottland, Irrland, Dännemark, Norwegen, Schweden, Preussen, Holland, Schweiz die Protestantische die Herrschende; Rußland ist meist der grichischen Kirche zugethan. In Deutschland, Ungarn, Böhmen ist die Religion vermischt.

Deutschland wird wieder eingetheilt in verschiedene Länder, davon die Regenten Churfürsten, Fürsten, Herzoge, Marggrafen, Landgrafen, Grafen 2c. genannt werden. Die Nachbarn von Deutschland, mit welchen es am meisten Gewerbe hat, sind Frankreich, Schweiz und Holland.

Noch ist der türkische Kaiser, oder der Sultan zu merken, dessen Länder theils in Europa, theils in Asia und Afrika liegen, und zusammen die Türkey genannt werden.

Beyläufig etwas von Türken. Sie bekennen sich zur Religion des Lügen-Propheten Muhammed. Der einzige Glaubensartickel ihrer Religion ist: Es ist nur ein Gott und Muhammed ist sein Prophet. Ausser diesem Artickel haben sie noch 7 Gebote. 1) Die Beschneidung. 2) Die Reinigung des Körpers. 3) Das Gebet, welches sie fünfmal des Tags thun müssen. 4) Das Fasten, welches sie vornämlich im Monat Ramazan 30 Tag lang beobachten sollen. 5) Das Almosen oder die Mildthätigkeit, die sie nicht allein gegen die Armen, sondern auch gegen alte Hausthiere ausüben müssen. 6) Die Wallfahrt nach Muhammeds Grab, welche ein jeder Türk wenigstens Einmal in seinem Leben thun muß. 7) Die Enthaltung vom Wei-

ne. Ihre Bibel heißt Koran oder Alkoran, und ist in 211 Hauptstücke eingetheilt. .... Ihr vornehmstes Fest im Jahr heißt Beiram, fällt ohngefähr um unsere Ostern, und verdiente unter Christen gefeyert zu werden. In diesem Feste ist ein frommer Muselmann verbunden, sich mit allen seinen Feinden aufrichtig zu versöhnen. Die Türken lieben die Vielweiberey.

Dies mag vorizt genug seyn.

* * *

Der Schöpfer hat alles sehr weißlich in der Natur geordnet. Die Bewohner der heißen Länder erquicken und erfrischen sich durch den kühlenden Saft der Pomeranzen und Zitronen, welche Wälderweis dort wachsen. Der Seidenwurm spinnet ihnen den Faden zu den leichtesten Kleidern. Dahingegen die kältern Länder trockenere Früchte, welche mehr erwärmen als kühlen, Gewächse und

Thie-

Thiere, von welchen wärmere Kleidungen gemacht werden können, hervorbringen. Die Menschen in den kalten nördlichen Ländern sind mehrentheils herzhaft, stark, rauhen Wetters, starker Arbeit und harter Kost gewohnt, dahingegen die in den zu heißen Ländern weichlicher, furchtsamer und träger sind. Deswegen haben auch von jeher die nördlichen Völker viel öfter die Südlichen, als diese jene, überwunden.

Ihr müsset euch die Wörter: Osten, oder Morgen; Westen oder Abend; Süden, oder Mittag; Norden, oder Mitternacht wohl merken. Denn nach diesen 4 Weltgegenden benennet man die Winde, Länder und Völker, welche sie bewohnen. Wenn ihr nun gewiß wissen wollet, wo diese Gegenden sind; so stellet euch mit eurem Gesichte gerade nach der Gegend hin, wo euch die Sonne aufgeht: und diese Gegend heißt Osten oder Morgen. Die Gegend, welche euch in dieser

Stellung rechter Hand ist, heißt Süden oder Mittag; die zu eurer linken Hand ist Norden oder Mitternacht; und die euch hinter dem Rücken ist, wird Westen oder Abend genannt. Wenn man euch nun sagt: die nördlichen oder südlichen Länder oder Völker; der Wind kommt von Osten oder Westen; so wisset ihr, welche Weltgegenden dieses sind.

In den nördlichen Ländern ist es weit kälter, als bey uns. Die größte Kälte aber ist besonders in Grönland, Island und denen Spitzbergen. Da bleibt es über dreyviertel Jahr Winter und dabey niemals Tag, sondern beständig Nacht. Die Einwohner leben in elenden Löchern unter der Erde, oder in schlechten Hütten, die sie mit Thierhäuten bedecken. Elendes Brod von Baumrinden gemacht und schlecht zubereitetes Fleisch von Rennthieren und Bären, Wasser und etwas Brandwein .... das ist ihre Nahrung. Dennoch leben sie zufrieden und vergnügt, und werden alt.

Nun

Nun will ich euch auch was von den Feuerspeyenden Bergen erzählen. Unter denen bekannten sind 3 die berühmtesten: der Aetna in Sicilien; der Vesuv in Italien; und der Hekla in Island. Wenn sie nun ausbrechen wollen; so steigt ein heftiger Rauch und Dampf hervor, der oben aus dem Schlund oder Oeffnung des Berges kommt. Ist das Wetter stille, so steigt er, wie eine ungeheure Säule hervor, und scheint des Nachts so helle, wie eine brennende Flamme. Dieser Rauch hat gemeiniglich einen sehr schwefelichten und stinkenden Geruch. Dieser Dampf und die ungeheure mit herausgeworfene Asche verfinstern die Luft oft dergestalt, daß man die Sonne nicht mehr sehen kann. Die Vögel in der Luft müssen davon ersticken, und die Frösche im See für Hitze sterben. In dem Bauch der Berge ist dann ein Geräusch, als wenns donnerte, oder wie das Brüllen vieler Thiere. Zu gleicher Zeit werfen diese Vulkane eine unglaubliche

Menge feurigen Sand und Steine, ja gar oft ganze Felsenstücke zu 800 Pfund aus. Auch stürzt oft ein ganzer Strom von siedendem Wasser mit schneller Geschwindigkeit heraus. Das allererschrecklichste dabey sind die Feuerströme, die theils aus der obersten Oeffnung dieser Berge oder an den Seiten derselben gewaltig herausbrechen, und weit, mit einer alles verzehrenden Wuth, fortstürzen. Diese feurige Materie wird nach und nach hart, und wird Lava genennt. Doch wüthen sie nicht immer fort, sondern ruhen oft eine Zeitlang. Sie haben schon viele Städte und Flecken verwüstet, und viel Menschen getödtet. Der heidnische Aberglaube machten diese Vulkane vor Zeiten zu Gottheiten und baueten diesen Göttern Tempel. Auch hielt sie die Unwissenheit für den Ort der Verdammten, und die Feuerschlünde für Eingänge in die Hölle.

Aber woher entstehen denn diese Ausbrüche der Vulkane? werdet ihr fra=

fragen. Daher. Es giebt in denen Gegenden, wo solche Berge anzutreffen sind, viel solche Dinge, die Hitze in sich enthalten, als Schwefel, Salpeter Eisen u. d. gl. Diese brennbare Materien lösen sich auf, entzünden sich und gerathen in Brand, das Feuer erhält durch den Druck der eingeschlossenen Luft neue Gewalt, und bricht endlich mit donnernder Gewalt durch den Gipfel hervor.

So schrecklich die Ausbrüche dieser Berge sind, so sind sie doch wahre Wohlthaten des Herrn sowohl für unsere ganze Erde, als insbesondere für die Länder, wo man sie antrifft. Wenn kein Feuer in der Erde wär; so würde die Welt kein so vortreffliches Wohnhaus für Menschen seyn; weder Metalle noch Pflanzen würden wachsen; Quellen und Flüsse würden vertrocknen, Thau und Regen aufhören .... Menschen und Vieh würden sterben. Hätte nun aber dieses unterirdische Feuer keinen Ausgang, und das heißt, gäbe es keine

Berge, wo das Feuer sich hinzöge und am Schlunde des Berges einen Ausgang fände, so würde dieses gewaltsame Feuer noch stärkere Verwüstungen anrichten, und entsetzliche Erdbeben schon längst ganze Länder verheert haben. Sicilien, Italien, Island, die wegen ihrer natürlichen Beschaffenheit, da sie nämlich viel Salpeter, Schwefel u. d. gl. erzeugen, ohnedem öfterem Erdbeben unterworfen sind, würden schon lange nicht mehr seyn, wenn nicht diese Berge das Erdbeben schwächten und ihm Einhalt thäten. Hiernächst sind auch eben diese Länder, wo dergleichen Vulkane sind, ungemein fruchtbar. Island würde wegen seiner überaus grossen Kälte wüste liegen müssen, wenn das unterirdische Feuer das Land nicht wohnbar machte. Die erste Gegend am Fuß des Aetna von 14 bis 16 Meilen ist die schönste und fruchtbarste Landschaft der Welt. Die Früchte am Fusse solcher Berge sind die besten; die Weine wachsen nirgends so vortrefflich, als an diesen bren-

brennenden Bergen. Das alles macht die Lava, welche, wenn sie lange genug gelegen ist, die Luft gleichsam dünget und sich in ein fruchtbares Erdreich verwandelt. Mit dieser Lava werden auch die Strassen gepflastert, die Häuser damit bedeckt und allerley Kunstsachen daraus geschnitten. Der Weg vom Besuv bis Rom und ganz Neapel ist damit gepflastert. Auch finden sich an diesen Bergen die vortrefflichsten frischen Quellwässer, und vom Besuv wird es, wegen seiner Vortrefflichkeit, durch Wasserleitungen bis nach Neapel geführet. Die Natur erschreckt also die Einwohner durch das Feuer dieser Berge, und beschenkt sie wieder dadurch.

Diese Vulkanen nun, und

das Erdbeben

haben eine gemeinschaftliche Grundursache. Die Erde hat in ihren Eingeweiden vielfältig grosse und weite Höhlungen; einige sind mit Luft, andere mit Wasser, andere

mit

mit allerley feuerfangenden, ölichten, schwefelichten und salpeterischen Materien und Dünsten angefüllt. Diese Materien und Dünste entzünden sich entweder durch ein starkes Reiben aneinander, oder lösen sich in ihr Feuer auf; dies Feuer suchet mit äusserster Heftigkeit einen Ausgang; ist noch nicht so stark, daß es das Erdreich zerreissen kann; es findet angränzende Höhlen, in welchen es sich mit der verstärkten Luft ausbreiten und vertheilen kann. Nun suchet diese in den Höhlen verschlossene und durch die Hitz ausgedehnte Luft einen Ausgang, wütet in ihren Gefängnissen, erschüttert das Erdreich mit Krachen und reißt es mit wütendem Geheule voneinander. Mit wildem Brausen fährt gemeiniglich die gepreßte Luft hervor, und reißt öfters die entzündete brennbare Materie in rothen zischenden Flammen mit heraus, oder drukt die unterirdischen Gewässer in die Höhe, daß sie in starken Fluthen hervorströmen. Pest und Seuchen sind öfters die Gefährten des Erdbebens.

Nun

* * *

Nun will ich euch eine kurze Beschreibung der Thiere geben, die im Wasser und auf dem Lande leben. Zuerst der

Wallfisch.

Sein eigentliches Vaterland ist das Eismeer. Seine Länge beträgt oft 60 bis 80, und seine Dicke 40 bis 50 Fuß. Sein Kopf macht den dritten Theil des ganzen Leibes aus; ist obenher erhaben, und von aussen etwas platt; auf beyden Seiten aber mit einem Luftloche versehen, wodurch er beym Odemholen das Wasser mit so heftiger Gewalt in die Höhe treibt, daß dessen Brausen viele Meilen weit gehört werden kann. Sind mehrere beysammen; so scheinet es, als wenn die See mit lauter rauchenden Schornsteinen besetzt wäre. Sein Rachen ist fürchterlich weit; aber dennoch hat er einen sehr kleinen Schlund, daß er auf einmal nicht

mehr

mehr als einen Häring verschlucken kann; welches auch seine liebste Speise ist. Seine Augen sind klein, aber sehr helle. Er kann sehr scharf und leise hören: aber die Ohren kann man kaum sehen. Hinter den Augen hat er auf beyden Seiten eine Flossfeder, eine Klafter lang, mit starken Knochen und Sennen. Die Hohlung seines Mundes ist rund gewölbt, ohne Zähne, gemeiniglich mit 800 Balinen oder Kiefern versehen, woraus das Fischbein gemacht wird. Sein Schwanz sizt nicht, wie bey andern Fischen, nach der Höhe, sondern nach der Fläche, ist 20 Fuß breit, und verricht grosse Gewalt. Er soll ein sehr hohes Alter erreichen und 3 bis 400 Jahre leben können. Viele Völker bereichern sich durch seinen Fang. Nicht nur die Europäer: als die Holländer, Franzosen, Engländer und die deutschen Seestädte; sondern auch die Einwohner von Japan, China und selbst die Amerikaner wissen sehr guten Nutzen davon zu ziehen. Die ersten

ver-

verrichten ihren Fang meistentheils unter Grönland bey Nova Zembla und den Spitzbergen, wohin sie sich den Weg durch Eisschollen mit Aexten und Beilen bahnen müssen. Sie rüsten zu diesem Fang eigene Schiffe aus, die Fluyten genannt werden. Mit selbigen treten sie gewöhnlich im April die Reise an, und kommen im September oder Oktober, auch wohl noch früher zurück. Ein einziger Wallfisch ist oft hinreichend, alle Kösten der Ausrüstung zu ersetzen; und eine Gesellschaft, wenn sie glüklich ist, fängt deren wohl zuweilen 5 bis 6, oder mehr. Aber ihr seyd wohl begierig, zu hören, wie sie diesen ungeheuren Fisch fangen? Es gehet damit kürzlich also zu: Wenn sich der Wallfisch durch seinen brausenden und unruhigen Zug, wie ihr oben gehört habt, in der Nähe sichtbar macht; so rudert man in einer Chaluppe, deren jedes Schiff zu solchem Zweck 3 mit sich führt, auf ihn zu. Ist man ihm nahe genug gekommen; so wirft ein dazu

abge-

abgerichteter Mann, welcher Harponirer heißt, dem Wallfische einen etlichen Fuß langen, eisernen, scharfen Wurfpfeil, Harpon genannt, geschikt in den Leib. Dieser Harpon ist aber an einen starken Pfeil befestigt; und durch denselben bekommt er eine so tiefe Wunde, daß sich das Wasser zusehends mit seinem Blute färbt. Hierauf ergreift das verwundete Ungeheuer die Flucht, und sucht die Tiefe des Meers. Da aber der tödtliche Pfeil mit starken Widerhacken versehen ist, und der daran befestigte schwere Strick mit äusserster Gewalt nachschiesset; so kommt er bald wieder zum Vorschein, und giebt durch seine Luftröhren einen grausenden Ton von sich. Sodann fahren alle 3 Chaluppen auf ihn zu. Man bringt ihm von Neuem eine Harpone an, worauf er wieder zu Grunde geht. Kommt er aber zum dritten .... und leztenmal hervor, so verwundet man ihn mit Stoßeisen ohne Widerhacken, so oft, bis er sich verblutet und schwach wird, und

zu

zu Tode gewüthet hat. Nun zieht man ihn an das Schiff, steigt auf ihn hinauf, schneidet seinen Speck herunter und pakt ihn in Fässer, woraus nachher Thran oder Fischschmalz gekocht wird; steiget in seinen Rachen und hauet seine Barten aus, wovon die Balinen zu Fischbein bereitet werden; nimmt ihm noch verschiedene Stücke, die zur Arzney dienlich sind; nnd das übrige Aas läßt man den Vögeln und Raubthieren zur Speise. Von seinen Rippen, deren einige 20 Ellen lang sind, sollen die Grönländer ganze Gebäude aufführen.

Der Seedrach, Hay,

gehöret auch zu dem Wallfischgeschlechte. Ihr Hauptkennzeichen vor jenen ist dieses: daß sie 5 Luftlöcher an den Seiten des Halses haben. Der größte von diesem Geschlechte ist der Menschenfresser. Er unterscheidet sich von allen Arten durch seinen flachen Rücken, durch

seinen grossen Schlund und ausserordentlich viel Zähne, die an den Seiten geränd elt und gleichsam sägeförmig sind. Diese Zähne stehen in 6 Reihen hintereinander, davon der Hay soviel Reihen in die Höhe richten kann, als er zur Festhaltung seines Raubs nöthig hat, da inzwischen die andern Zähne, mit der Spitze nach dem Rachen zugekehrt, flach liegen. Ihre Grösse ist verschieden, gewöhnlich aber 9 bis 10 Ellen lang. Dieses, daß dieser Fisch einen weiten grossen Schlund hat, und daß er ein Bewohner des mittelländischen Meeres ist, macht es höchst wahrscheinlich, daß Jonas von einem solchen Fische verschlungen worden ist. Denn das in der Grundsprache gebrauchte Wort bedeutet sowohl einen Hay, als einen Wallfisch. Ein Wallfisch könnte es nicht seyn, weil, wie ihr gehöret habt, die Oeffnung seines Schlundes so klein ist, daß er mit einmal nicht mehr, als einen Häring, verschlingen kann.

Der Häring

ist ein beliebter und nützlicher Fisch. Sie ziehen jährlich vom kalten Nordpol nach England und Schottland, wo sie zu Anfange des Brachmonats ankommen. Dann theilet sich ihr zahlreiches Heer in viele Haufen, und einige nehmen nach Osten, andere nach Westen ihren Weg. Nach Verlauf einiger Zeit trennen sich diese gleichfalls wieder, durchstreichen verschiedene Höhen des brittischen und deutschen Meeres, vereinigen sich hierauf wieder, und verschwinden zuletzt nach einigen Monaten. Die Ursach dieser Wanderung ist theils die Verfolgung ihrer Feinde, nämlich der Wallfische, Meerschweine und Seehunde, die sie aus den kalten Gewässern vor sich hertreiben: theils besonders ihr natürlicher Instinkt, der sie antreibt, ihre liebste Nahrung im Europäischen Meere zu suchen. Dieß sind gewisse Würmer und Fische, die man in Norwegen Aat heißt, wovon es um selbige Zeit

in diesem Meere so sehr wimmelt, daß man in einem Eymer wohl eine Million aus dem Meere ziehen kann. Nach dieser Speise sind die Häringe sehr begierig. Dahero verschwinden sie wieder aus den Europäischen Gegenden, sobald diese Speise aufhört. Ehe sie nun aber ihren Rückzug wieder antreten und mit ihren Jungen, deren sie gar viele bekommen, in ihrer Heymath anlangen, werden sie in unglaublicher Menge von denen Menschen, die in Schiffen darauf lauern, gefangen. Dieser Fang geschiehet meistens des Nachts. Denn die Häringe haben glänzende Augen und Schuppen, und da können sie die Fischer, bey der Dunkelheit der Nacht, sehr gut wahrnehmen. Dann werden sie ausgeweidet, eingesalzen und in ganz Europa versendet. Seit langen Jahren sind die Holländer besonders in diesem Häringsfang berühmt; mehr als 20,000 Familien nähren sich daselbst allein hievon. Beukelszoon, ein Holländer lehrte sie, wie man sie bereiten müsse; daher

her noch, zum Andenken seines Namens, alles Einsalzen der Fische und des Fleisches Böckeln oder Einböckeln genennt wird.

Jetzo von einigen Landthieren.

Der Elephant.

Das ist eines der grösten und stärksten Landthiere, und man trifft es in den heißen Himmelsstrichen an. Die Elephanten gehen gemeiniglich Truppenweise, und dann schaden sie niemanden. Wenn sie sich aber vom Trupp trennen und einzeln gehen, sind sie gefährlich, fallen Menschen an und fressen sie. Man kann sie aber zahm machen, und dann lassen sie sich leicht lenken. Sie können erstaunende Lasten tragen und thun allemal sichere Schritte. Dahero man sie vor Alters stark im Kriege brauchte, und Thürme auf ihre Rücken festmachte, in welchen 30 bis 60 Menschen sich aufhalten konnten. In ihrem Rüssel haben sie eine erstaunende

Stärke und Geschicklichkeit. Sie haben 2 grosse Zähne, welche etliche Fuß aus dem Maule hervorstehen. Diese sind das feinste Elfenbein. Aus seinen Knochen wird zwar auch dergleichen gemacht, allein es ist nicht so lang und weiß, wie das von den Zähnen. Der Elephant ist sonst ein sehr gelehriges Thier, man kann es zu allerhand Künsten abrichten. Sie sind 14 bis 16 Schuh hoch, und sollen 100 Jahr alt werden können.

Das Kameel

ist in Arabien zu hause, dahero auch Gott die Natur dieser Thiere für diese dürre Gegend gebildet hat. Es ist ein sehr nützliches lasttragendes Thier. Es hat, nach seiner Grösse, einen sehr kleinen Kopf und trägt ihn an einem langen, wie ein s gebogenen Hals, an welchem grosse und weitoffenstehende Augen und kurze Ohren sind. Die Stirn ist mit einem wollenartigen Busch und der Rücken mit verschiedenen Höckern ver-

versehen. Seine Füsse sind hoch und knorricht, und sein Huf einmal gespalten. Es kann 4 bis 5 Tage und noch länger, ohne Trinken leben, und bedarf, seiner Grösse nach, sehr wenig Futter. Es nagt an dem kleinen Gesträuche, welche es in den unfruchtbaren Wildnissen antrifft. .... Zwey Maas Bohnen oder Gersten sind zu seiner Nahrung auf einen ganzen Tag zureichend. Besonders merkwürdig ist es, daß dieses Thier 5 Magen hat. Der fünfte Magen ist ein Behältniß, in welches weder Speisen noch Verdauungssäfte kommen können, sondern das Kameel füllt selbigen mit Wasser, welches es auf eine halbe Meile weit wibtern kann. In diesem Magen erhält sich das Wasser länger, als 8 Tage, ohne zu verderben; und wenn es während dieser Zeit Durst leidet; so läßt es solches durch Zusammenziehung gewisser Muskeln in den letzten Magen laufen, um seinen Durst zu stillen. Die gewöhnliche Last, so sie tragen, sind 7 bis 10 Centner, und sie sind im Stande, da-

mit in 1 Stunde dritthalb Meilen zu rückzulegen, und dennoch eine Tagreise von 12 bis 15 Stunden zu thun. Sie sind geduldig und sehr munter, und dienen zur Nachtszeit statt der Wache. Ihre Haare sind sehr nützlich. Ihre Milch ist ausnehmend gesund, und soll, nach der Muttermilch, für die Säugenden Kinder die beste und zuträglichste seyn. Wenn sie müde sind, sollen sie nicht mit Gewalt und Schlägen, wohl aber durch eine angenehme Musik oder Gesang fortgebracht werden können. Man saget auch, daß die Reisenden, die Kaufleute, die Kameeltreiber, wenn sie den brennenden Durst in den heissen sandigen Wüsteneyen in Afrika nicht mehr ertragen können und lange an keine Quelle kommen, endlich ein Kameel niederwerfen, umbringen, aufschneiden und mit wahrer Erquickung aus seinen Wassersäcken, wie aus Trinkgefässen, schöpfen, sich laben, und nun gestärkt, wieder in dem heissen Sand fortwaden.

Der Löwe.

Sein eigentliches Vaterland ist auch das heisse Afrika; er ist nicht über 5 Fuß hoch und 9 Fuß lang. Er hat eine ungeheure Stärke, die vorzüglich in der Brust und denen Klauen befindlich ist. Diese Stärke und sein unerschrockener Muth, der überall keine Gefahren scheuet, macht ihn im Thierreiche am furchtbarsten, und erwirbt ihm den Vorzug, daß er für den König derselben gehalten wird. Sein Schwanz ist 5 Schuch lang, und mit selbigem schlägt er den stärksten Mann zu Boden. Sein Rachen ist ungeheuer groß, seine Zähne so stark, daß er alle Knochen damit zermalmen kann, und seine lange Zunge ist so scharf, daß er die Haut damit abschälen und das Fleisch von den Knochen weglecken kann. Sein Gebrüll ist fürchterlich und laut, daß man es auf etliche Meilen Wegs hören kann; sein Blick grimmig und grausam; siehet bey der Nacht, schläft wenig, erwachet leicht. Seines Heldenmuthes

bewußt, lauft er niemals, sein Gang ist langsam, ernsthaft, stolz und trotzig, wiewohl allzeit nach einer schiefen Richtung. Springt er nach einem Thier; so thut er einen einzigen Satz von 12 bis 15 Schuh, fällt darüber her, klammert es mit den Vordertatzen, zerreißt es mit den Klauen, und zerknirscht es mit den Zähnen. Er frißt wenigsten 15 Pfund Fleisch. Doch ist ihm der Durst weit unerträglicher. Kameelfleisch und junge Elephanten sind seine liebste Speisen. So zornig und grimmig er ist, so soll er doch sonsten sehr großmüthig seyn, schwache und wehrlose Thiere nicht leicht anfallen, und insonderheit des Menschen schonen, wenn man sich vor ihm demüthigt und ihn schmeichelt. Die Geschichte zeigt uns Beyspiele, daß er Dankbarkeit und Großmuth ausgeübet hat.

Es war ein armer Mann, der hieß Androkles. Der hatte das Unglück, bey einem vornehmen, aber sehr schlimmen Römer Sklave

zu

zu seyn. Wie ihn sein Herr so entsetzlich mishandelte und quälte, lief er davon. Lieber, sagte er, will ich in denen afrikanischen Wüsteneyen Hungers sterben, als mich bey einem so barbarischen Herrn langsam zu Tode martern lassen. Und da irrte er nun einige Tage in der Wüste herum, litt Hunger und Durst, und ertrug die brennendste Hitze. Nun seufzte er nach einen kühlen Ort, wo er sich hinsetzen und abkühlen könnte. Da fand er eine Höhle, gieng hinein und setzte sich. Kaum war er darinn; so kam ein grosser Löwe, ... kam nur auf 3 Füssen, hob den 4ten verwundet und voller Blut in die Höhe, und gab seinen heftigen Schmerz durch ein klägliches Gebrüll zu erkennen. Zerriß er den armen Androkles? Nein! Er gieng ganz sanft auf ihn zu, zeigte ihm seinen kranken Fuß und bat ihn mit stummen Gebärden, daß er ihm helfen sollte. Der vor Angst halb tode Androkles faßte Muth, und untersuchte, warum dem Löwen sein Fuß so blutete. Ach,

welch

welch ein grosser Splitter stack darinnen; und der Fuß war über und über geschwollen. Androkles zog den Splitter heraus, und reinigte die Wunde, so gut er konnte, und verband sie dann mit einem Tuche. Da nun der Löwe keinen Schmerzen mehr fühlte, legte er seinem Wundarzt seinen wunden Fuß in die Hand und schlief ein. Wie er erwachte, gab er ihm mit allerhand sonderbaren Gebärden zu verstehen, daß er bey ihm bleiben und mit seiner Wohnung und Kost vorlieb nehmen möchte. Androkles blieb .... ich glaub, ganzer 3 Jahre, bey ihm, und lebte sehr zufrieden und ohne Angst bey seinem menschlichen Thiere. Der Löwe holte Fleisch, und Androkles briet oder dürrte es vielmehr an der Mittagssonne. Er brachte ihm allemal die besten Stücke Fleisch von der Jagd mit nach Haus und war nicht eher ruhig, als bis er sah, daß sein Kammerad satt war. Androkles wurde endlich des thierischen Lebens überdrüßig, und verlies, in des Lö-

wens

wens Abwesenheit, seine bisherige Höhle und gieng getrostes Muthes auf die Gegend zu, wo er seinem Herrn entlaufen war. Denn er dachte, sein Herr habe ihn schon lange vergessen und niemand werde mehr an ihn denken. Aber weit gefehlt. Er ward nach 3 Tagen von römischen Soldaten gefangen genommen, und so zu seinem grausamen Herrn nach Rom gebracht. Dieser verdammte ihn sogleich zum Tode, und wollte ihn nach einigen Tagen den wilden Thieren vorwerfen lassen. Denn es wurde gerade zu Ehren einer gewissen hohen Person ein Thiergefecht gegeben, wo die Verbrecher, denen das Todesurtheil gesprochen war, mit den grausamen Bestien kämpfen mußten. Ein Löwe zog durch seine Grösse und Schönheit die Augen aller Zuschauer auf sich. Schon hatte er sich mit dem Blute von 2 unglücklichen gesättigt, und nun wurde der .... arme Androkles in die Mordschranken gelassen. Wüthend lief der Löwe auf ihn zu, hatte weitauf den gierigen

Ra-

Rachen gesperrt, und ... prallte nun zurück, wie er an den Androkles kam. Voll Verwunderung stand nun das grimmige Thier da, wedelte liebreich mit seinem Schwanze und leckte dem unglücklichen, vor Schrecken schon halb todten Androkles Hände und Füsse. Dieser wagte es endlich den Löwen anzusehen; und nun erkannten beyde Freunde einander, und jedes druckte seine Freude durch ihm eigene Bewegung aus. Denn es war eben der Löwe, den Androkles von den Schmerzen seines verwundeten Fusses geheilet, und so lange bey ihm gewohnt hatte. Er war dem entflohenen Androkles überall nachgegangen, suchte seine Spuren, heulte vor Betrübniß, und wurde darüber gefangen genommen. Noch hier erinnerte er sich der Wohlthaten seines Arztes, und deswegen fügte er ihm kein Leid zu. Ihr könnt nun leicht denken, daß alle Zuschauer sich über diesen unerwarteten Auftritt auf dem Kampfplatz werden verwundert haben. Der Römische Kaiser .... Kaligula

hieß

hieß er, ... lies den Androkles fragen: warum ihn der Löwe verschont habe? und Androkles erzählte seine Geschichte mit ihm. Sogleich wurde dies auf ein Täfelein gezeichnet, und dem Volk bekannt gemacht. Jedermann bat nun: man sollte dem Androkles die Strafe erlassen, in Freyheit setzen, und ihm den Löwen zum Geschenk geben. Das geschahe auch. Lange wohnten die zween wieder aufs neu verbundene Freunde zusammen. Die Leute beschenkten den Androkles mit vielem Gelde, und den Löwen bestreuten sie mit Blumen und riefen freudig: Das ist der Löwe, der Gastfreund des Menschen; und das ist der Mensch, der Arzt des Löwen. Androkles starb endlich, und da der Löwe lange bey der Asche seines Herrn gelegen und vor Schmerz abgezehrt war, verschwand er, und kein Mensch hat ihn mehr gesehen.

Wollt ihr noch eine Geschichte vom Löwen hören? Ich will euch noch eine erzählen, und zwar eine neuere.

In

In Londen, der Hauptstadt in England, ist ein grosses Haus, das wird Tower genannt. Da hat man denn oft Löwen gehalten. Und jedermann kann sie dann sehen, wenn er dem Wärter einige Groschen bezahlt. Man kann aber auch sein Geld sparen, man darf nur denen Thieren einen Hund oder eine Katze zur Nahrung mitbringet.

Da war nun einmal ein Mann, der wollte auch einen Löwen sehen. Einst begegnete ihm auf der Strasse ein schönes, kleines schwarzes Hündlein, das fieng der böse Mann auf, und gieng hin. So, wie es schon öfters geschehen war, lies er das arme Hündchen nun in das Behältniß des Löwens werfen. Darinnen wars nun, das kleine Thierlein! Es zitterte bey dem grausamen Anblick des Löwen am ganzen Leib, krümmte sich, warf sich auf den Rücken, strekte seine Zunge heraus, und hielt seine Pfötgen in der Stelle eines Bittenden empor. Mittlerweile sahe der Löwe

das

das Thierlein, statt es zu verschlingen, mit einem prüfenden Auge an, drehte es mit der einen Pfote um, dann wieder mit der andern, beroch es auf allen Seiten, und schien begierig zu seyn, mit ihm eine nähere Bekanntschaft zu machen. Als dies der Wärter sah, brachte er eine grosse Schüssel mit seiner eigenen Hauskost. Der Löwe hielt sich aber von ferne und weigerte sich, zu fressen. Er richtete seine Augen unverwandt auf das Hündlein hin, und lud es gleichsam ein, die Speise zu kosten. Endlich da sich die Furcht des kleinen Thiers etwas gelegt hatte, und sein Appeit durch den Geruch der Speisen erweckt wurde, näherte es sich langsam, und wagte zitternd davon zu fressen. Darauf kam der Löwe sachte herbey, und fieng an mit zu fressen, und beyde vollendeten freundschaftlich die Mahlzeit.

Von diesem Tage an fieng sich die genaueste Freundschaft unter ihnen an, so, daß sich der Hund auch in

die Klauen und unter den Rachen seines fürchterlichen Gegners schlafen legte. Wenn man ihnen zu Essen brachte, so machte sich das kleine Thier gleich darüber her, und wollte sich, nach Hundesart, alles gerne allein zueignen. Es hielt seine Pfoten darüber, knurrte, bellte, und fuhr dem Löwen keck ins Gesicht. Das großmüthige Thier wurde über seinen verwegenen Gesellschafter gar nicht böse, es rührte sogar keinen Bissen an, bis ihm sein Liebling, durch sein Stillschweigen, die Erlaubniß dazu gegeben. Wenn sie beyde satt waren und sich der Löwe bisweilen streckte, um zu ruhen; so lies es der Hund oft nicht zu, lief, und sprang um ihn herum, bellte ihn an, krazte ihm mit seinen Pfoten auf den Kopf, zupfte ihn bey den Ohren, und biß ihn: wobey das edle Thier von keiner andern Empfindung gerührt zu werden schien, als von Vergnügen und Wolgefallen.

Einige Jahre lebten sie so beysammen; da wurde das kleine schwarze Hündlein krank und starb. Einige Zeitlang schien der Löwe zu glauben, als ob sein Liebling schliefe. Er fuhr fort, ihn zu beriechen, rührte und bewegte ihn mit seiner Nase, und kehrte ihn mit seiner Pfote um. Da er aber alle seine Bemühungen, ihn zu erwecken, vergebens fand; so gieng er in seinem Behältniß mit einem schnellen und unruhigen Schritt von einem Ende zum andern; darauf stand er stille, und sahe mit steifem und traurigem Blick auf ihn herab; alsdann hob er seinen Kopf in die Höhe, öffnete seinen erschrecklichen Rachen und brüllte einige Minuten hintereinander fort, wie ein entfernter Donner. Man versuchte den todten Körper von ihm hinwegzubringen, er beroch ihn aber unaufhörlich und wollte ihn nicht anrühren lassen. Der Wärter bemühete sich aber darauf, ihn durch mancherley Speisen zu reizen: allein er kehrte sich von allen mit Eckel hinweg. Man sezte

einige lebendige Hunde in sein Behältniß, diese zerriß er sogleich in Stücken, lies aber ihre Glieder auf dem Boden liegen. Bald schlug er mit seinen Klauen in die Bohlen, und riß grosse Splitter davon herunter; dann erschütterte er wieder die Stangen seines Behältnisses; alsdann strekte er sich, als ganz abgemattet, über den Ueberbleibsel seines geliebten Gesellschafters, zog ihn mit seinen Pfoten an sich, und legte ihn fest an seine Brust. Diese stumme Betrübniß ward noch einmal durch ein fürchterliches Brüllen unterbrochen. Und so trieb er es fünf Tage lang, und verfiel nach und nach, bis man ihn an einem Morgen todt fand, da er seinen Kopf freundschaftlich auf den Körper seines kleinen Freundes gelegt hatte.

Der Hund

ist ein zu bekanntes Thier, als daß ich ihn weitläufig beschreiben sollte. Treue, Gelehrigkeit, Dankbarkeit,

keit, Wachsamkeit und Liebe sind die Eigenschaften des Hundes. Nur eine Erzählung von einem treuen Hunde will ich euch geben.

Ein gewisser Kaufmann reiste einst zu Pferd, um irgendwo 500 Thaler einzunehmen. Sein Hund war sein einziger Gefährte. Er kam glüklich an den bestimmten Ort an, und empfieng auch also gleich sein Geld. Er verwahrte es sorgfältig in seinem Beutel, packte solchen auf sein Pferd, stieg mit vergnügtem Gesichte auf, und ritt wieder seiner Heimath zu. Sein Hund nahm an seinem Vergnügen Antheil, sprang um ihn herum, und schnappte mit offnem Maul nach ihm zu, gleich als ob er ihm zu seiner guten Reise Glück wünschen wollte. Ohngefähr auf dem halben Weg mußte er absteigen. Er band daher sein Pferd an einen Baum, und begab sich hinter einer Hecke, wo er seinen Geldsack neben sich niderseзte .... und eine Zeitlang verweilte. .... Nun stieg er wieder zu

Pferd, und ritt, ohne seinen Geldbeutel wieder fort. Allein sein sehr aufmerksamer Hund beobachtete alle seine Bewegungen, er war ihm auf jeden Schritt nachgefolgt, merkte Vergessenheit und Zerstreuung .... und lief nun nach dem Geldsack und versuchte es, ihn aufzuheben, oder mit den Zähnen fortzuschleppen. Da er ihm aber viel zu schwer war, lief er zu seinem Herrn und klammerte sich an seine Kleider an, um ihn zu verhindern, aufs Pferd zu steigen Er schrie, erwinselte, er biß: allein sein Herr gab nicht darauf Achtung, stieß den Getreuen zurück, und ritt fort. Der gute Hund wollte nicht zugeben, daß der Geldbeutel zurückbleiben sollte. Er legte sich also vorne vor dem Pferd nieder, um es zu verhindern, weiter zu gehen; er bellte in einem fort und wurde ganz heiser, und fiel endlich das Pferd selber an und biß es an 5 bis 6 verschiedenen Orten. Der Kaufmann ward endlich böse auf seinen Hund, und fürchtete gar, er sey toll oder wüthig

ge=

geworden. Und wie sehr erschrack er nicht, da er durch ein Wasser ritt und sein Hund fast athemlos neben ihm her sprang, immer bellte und biß, und doch jezt nicht trank. Himmel, rief er, mein Hund hat die Wuth. O Unglück! .... Ich muß ihn tödten! denn wenn er jemand anfiele und bisse .... das arme Thier! .... Ein Thier soll ich mit meiner eignen Hand tödten, das mir so getreu war? Ja, es muß seyn, denn, wenn ich noch lange zauderte, könnte er mich selbst anfallen und beissen. Muthig also! Nun zog der ängstliche Kaufmann seine Pistole heraus, zielte und drükte, mit weggewandtem Auge, los. .... Der arme Hund fiel .... kroch mit seiner tödtlichen Wunde auf seinen Herrn zu, blickte empor und heftete seine Augen fest an sein Gesicht, gleichsam als wenn er ihm seine Undankbarkeit verweisen wollte. Der Kaufmann entfernte sich plözlich, konnte sich aber doch nicht enthalten, noch einmal umzusehen, ... sein armer Hund wedelte

mit dem Schwanz, wollte noch krie-
chen, konnte nicht, seine Augen,
schon verdunkelt, blickten auf, um
noch Abschied zu nehmen. .... Sehr
traurig gab der Kaufman seinem Pferd
den Sporn, hielt aber bald wieder
still, dachte nach, ob wohl dem ar-
men Thier noch zu helfen seyn möch-
te? Allein die Furcht, er sey wüthig,
und könne ihn beissen, überwand ihn,
und er ritt weiter. Das Bild seines
sterbenden Hundes schwebte ihm im-
mer vor Augen, er ward immer be-
trübter, und hätte wieviel darum ge-
geben, wenn er noch lebte. Mehr,
als hundertmal verwünschte er seine
unglückliche Reise. Nein! unglück-
lich ist sie nicht, dacht er dann, ich
habe ja mein Geld richtig eingeho-
ben. .... Nun griff er nach seinem
Geldsack, und der war. .... nicht da.
Nun giengen ihm die Augen auf, er
seufzte, und sagte: gewiß war dies
die Ursache von dem Zorn und Ge-
schrey meines unglücklichen Hundes.
Die Stelle wußte er noch, wo er den
Geldsack niedergelegt hatte. Er ritt

also im vollen Gallopp zurück, ihn zu holen, und ärgerte sich erstaunlich über seine Nachläßigkeit und Grausamkeit. Er kam am Wege vorbey, wo er einen Flecken mit Blut gefärbt, aber seinen Hund nicht da sah. Er ritt weiter, und eine blutige Spur auf dem ganzen Wege brachte ihn vollends vor Betrübniß ganz ausser sich. Nun war er bey dem Busche. Und da fand er den armen sterbenden Hund, der bis dahin im Blute gekrochen und sich neben den Geldsack gelegt hatte, um wenigstens das Eigenthum seines Herrn noch so lange zu bewahren und zu beschützen, als er noch lebte. Wie er seinen Herrn erkannte, wedelte er noch einmal mit dem Schwanze, leckte ihm zum leztenmal die Hand, und starb.

Siebentes Stück.

Vom Aberglauben.

Ihr seyd, meine lieben Nachbarn, wohl darinnen mit mir einig: Je unvernünftiger, je schädlicher eine Sache ist; desto mehr muß man sie nicht nur unterlassen, sondern auch auf deren Ausrottung bedacht seyn. Dies gilt unter andern auch insonderheit vom Aberglauben: wenn man etwas, das man nicht versteht, sogleich den Wirkungen und Kräften des Satans und anderer Geister .... oder einem Wunderwerk zuschreibt .... und aus allem dem eine Religionsmeinung macht. Dieser Aberglaube streitet mit dem gesunden Menschenverstand; hat in der Welt schon viel Böses gestiftet, und richtet noch, wo er herrscht, vielen Schaden an. Seit der Religionsverbesserung und em-

vor gekommenen Gelehrsamkeit in unsern Landen hat sich zwar viel abergläubisches Zeug verloren; aber es ist doch immer noch viel dergleichen unter uns, das wir wegzubringen suchen müssen. Und der Nachtheil, den der Aberglaube verursachet, ist noch immer zu groß, als daß wir nicht Ursache hätten, denselben auszurotten. Er ist sonderlich da zu Hause, wo der Verstand sehr wenig geübt und fast gar nicht angebauet ist: worauf denn, wie auf einem ungebauten Acker, gerne Unkraut, Dornen und Disteln wachsen. Das ist: wenn die Menschen ganz .... oder doch noch sehr unwissend sind; wenn ihr Verstand mit Vorurtheilen, Fabeln und Irrthümern angefüllt ist, und sie sich keine Mühe geben, Verstand und Vernunft zu gebrauchen, und selbigen durch Erkenntniß der wahren Beschaffenheit der ihnen vorkommenden Dinge zu reinigen, zu bessern und aufzuklären; so schlägt der Aberglaube gar gerne in ihrem Gemüthe Wurzeln, daß sie alles ge-

heimnik-

heimnißvoll ansehen .... und das andere Unkraut von Vorurtheilen und alten Mährchen dient dann diesem Aberglauben zur stärkenden Nahrung. Menschen, die Einsicht und Erfahrung haben, sind nicht abergläubisch. Woher kommt das? daher, weil sie durch Einsicht die Natur und Zusammenhang der natürlichen Dinge, in die Werke, die der Witz und die Kunst der Menschen hervorbringen, und durch die Erkenntniß der Ursachen, woher die Veränderungen bey den natürlichen Dingen entstehen, ihren Verstand aufgehellet, und sich von den in der Jugend beygebrachten abergläubischen Meinungen losgemacht haben.

Nicht wahr, lieben Leute, ihr haltet den für recht schwachköpfigt, der sogleich alles glaubt, was er höret? Ihr saget selbst und richtig: Wer leicht glaubt, wird leicht betrogen. So denken kluge Leute bey Erzählung des abergläubischen Zeugs. Sie wissen, daß es falsch, ungereimt

und

und lächerlich ist. Zweifel und Mistrauen ist manchmal ein Kennzeichen der Klugheit. Wo das Zeugniß eines redlichen und verständigen Mannes ist, der der Sache kund war, die er bezeuget, da kann und muß man glauben. Wo aber das fehlt, und wo etwas der gesunden Vernunft, der Erfahrung und andern ausgemachten Wahrheiten widerspricht, da muß man seinen Beyfall nicht nur zurück halten, sondern auch die Wirklichkeit einer solchen Sache geradehin bestreiten und nicht glauben. Hiezu braucht es eben keine grosse Gelehrsamkeit, sondern nur den richtigen Gebrauch eines gemeinen Menschenverstandes, der aber freylich nicht am Aberglauben und thörichten Meinungen krank seyn darf. Wenn, zum Exempel, die Geschichte vom Docktor Faust, der mit Hülfe seines Mantels unsichtbar durch die Luft sich geschwungen und in wenig Minuten viel hundert Meilen zurückgelegt haben soll: die Geschichte von Gnaden- und Wunderbildern ... und andere

der-

dergleichen alberne Histörchen erzählet werden; so glaube ich, daß wenig Verstand nöthig sey, das Widersprechende und Alberne dieser Nachrichten einzusehen. Und doch finden sich viele Leute, die dergleichen Dinge steif und fest glauben: aber die müssen gewiß sehr einfältig seyn. Wollte jemand einwenden, und sagen: ja, gewisse Leute können hexen, können Wunder thun ....; so ist das ein Zeichen eines abergläubischen Gemüths. Die Zuflucht zu Wunderwerken oder zu Teufelskünsten ist ein Beweis der Unwissenheit und Einfalt bey denen, die sie glauben. Wenn das gelten sollte und könnte, was würde aus den Menschen, was würde aus der Welt werden? Warum müssen jetzt alle Hexenmeister und Hexen, die man nämlich dafür hält, wie alle andere Menschenkinder zu Fuß gehen, oder reiten und fahren, wenn sie von einem Ort zum andern wollen? Sollte der Teufel das Kunststück, mehr solche Mäntel zu machen, wie des Doktor Faust sei-

ner war, etwa verlernt haben? das heißt doch Aberglaube! man erdenket Sachen und Geschichten, die eben so wahrhaft wirklich sind, als ein hölzernes Eisen. Man schreibt Veränderungen, die sich auf der Erde .... oder am Himmel ereignen, bloß, weil man ihre Absicht und Ursache nicht einsiehet, Bedeutung, Kraft und Wirkungen zu, die sie nie haben, noch haben können. Man erkläret natürliche Dinge .... oder Dinge, die dieser und jener vermittelst einer geheimen aber ganz natürlichen Kunst hervorbringt, entweder für göttliche oder teuflische Wirkungen; gebraucht zum Nachtheil des Nächsten Mittel, um sich vor der Gewalt des Teufels und seiner angeblichen Bundsgenossen zu bewahren, oder sich davon zu befreyen. Darum sind auch die abergläubischen Leute immer in Furcht und Schrecken. Das ist zum Theil betrübt, zum Theil recht lachenswerth. Und so wenig gesunder Verstand erfordert wird, um die Thorheit und den Schaden des Aberglaubens einzusehen;

zusehen; so findet man doch, daß derselbe hier und dort sehr im Schwang geht. Doch muß man gestehen, daß eine Gegend vor der andern den Vorzug hierinnen habe.

Niemand ist so voll Aberglauben, als die Lappländer, Leute, die über Norwegen und Schweden hin wohnen: die Grönländer, wo sonderlich die Wallfische gefangen werden: die noch heidnischen Völker in Amerika, Asia und Afrika. Wenn einem Menschen, so glauben sie, sogleich, wenn er des Morgens aus dem Hause gehet, ein altes Weib begegnet .... oder ein Haase queer über den Weg läuft, so werde ihm selbigen Tages noch ein Unglück zustossen. Dies letztere glaubten auch die Heiden; eben so, wenn ihnen, nach ihrer Meinung, Unglück bedeutende Thiere linker Hand sassen und schrien. Ersteres glaubt man auch noch in unsern Gegenden, und mit dem Zusatz: wenn einen .... im Verdacht der Hexerey stehende Leute, wenn man noch

nüch-

nüchtern ist, anreden; so bekomme man davon den Kopfweh, wogegen man nachher allerhand abergläubische Mittel braucht. Alte Weiber in Schweden essen am Freytage keinen Käs, um das Zahnweh zu verhüten.

Wir brauchen indessen keinen ausländischen Aberglauben mehr zu holen, wir haben noch einheimischen .... österreichischen .... Aberglauben genug. Man glaubt in vielen Gegenden: wer am Neujahrstag Aepfel isset, wird selbiges Jahr Schwähren an seinem Leibe bekommen; wenn man am Christtag die erste Nuß aufbeisset und einen faulen, dürren Kern darinnen findet; so werde man in selbigem Jahr sterben. Brennt ein Oellicht und zeigt von ferne in erhabener und runder Gestalt seinen ausgebrandten Docht; so bedeutet das an einigen Orten, man werde einen Gast, ... an andern, man werde Geld bekommen. Einige Handlungen am Freytage sollen kein Glück bringen. Wenn man am Freytage

ein neugewaschenes Hemd anlegt, wird man darauf krank; wenn man Mist wirft und Milch trägt, hat man kein Glück zum Vieh; wenn man etwas neues zu arbeiten anfängt, dessen Anfang nicht schon Donnerstags vorhero geschehen; so kommt Unsegen ins Haus. Am St. Martintage müsse man nichts um und um gehen lassen, zum Beyspiel, kein Spinnrad, kein Wagenrad; sonst würde man närrisch. Und welchen Aberglauben treibt man nicht hin und wieder mit dem Satze vom Coffee. Da giebt es besondere Weiber, welche diesen Koffeesatz in dem Topfe einer Koffeeschale so zu schwenken wissen, wodurch, wie bey jedem Umrütteln, allerhand unordentliche Figuren entstehen, daß sie aus diesen Figuren alles, was man braucht und verlangt, sehen und prophezeyen können. Dergleichen Weiber, die sich auf diese Kunst legen, werden gerne und wohl bezahlt, so wie auch diejenigen, welche mit eben so abergläubischem Betrug die Karte mischen, oder in die

Hände

Hände schauen, und nun daraus weissagen. Man glaubet an Gespenster von Menschen und Thieren, an weisse, schwarze, und feurige Männer, Kinder, Frauen, Katzen, Hunde und dergleichen. Man glaubet an Bergeister, Erdgeister, Luftgeister, Waldmänner, wilde Jäger, die man schon öfters bey Tag und Nacht mit Hallo und Gehetz in Wäldern gehöret und ein erbärmlich Geschrey von Menschen und Thieren dabey will vernommen haben. Man unterhält sich mit Furcht von verwünschten Schlössern, verwünschten Menschen und Thieren. Man glaubt an Hexenmeister und Hexen, und hält es für längst ausgemacht und durch die Erfahrung erwiesen, man könne einander behexen und bezaubern. Dagegen gäbe es nun kräftige Mittel, z. E. Segensprechereyen, gewisse Bilder und Sachen, die man anfängt. Man glaubt an Wünschel- und Schwörruthen, mit welchen man vergrabene Schätze finden könne. Man erzählt sich einander viel Abentheuerliches von

den Truten oder Nachtalpen, die sich auf einen im Schlafe legten. Wenn ein Mann durch Fleiß und Sparsamkeit reich oder wohlhabend wird; so glaubt man an nicht wenig Orten, er habe ein sogenanntes Hanselmännchen, Alraunwurzeln, oder die weymarische Bibel. Es heißt auch wohl gar, der Mann habe einen Bund mit dem Teufel, der öfters zu ihm käme mit einem Pferdefuß, und Geld brächte, und dem er sich mit seinem Blute auf so und so viel Jahre verschrieben habe. Viele behaupten, sie hätten den feurigen Drachen ins Haus zum Schornstein hineinfliegen sehen. Giebt es denn keine andere Wege, reich zu werden? Und warum sind es gemeiniglich faule, verschwenderische, oder sonst leichtgläubige Leute, die dergleichen Bündnisse mit dem Teufel als richtig glauben. In meinem vorigen Stück von Irrlichtern habe ich euch schon erzählet, was es mit den sogenannten feurigen Drachen, feurigen Männern u. d. g. für eine Bewandtniß

habe.

habe. Und ich will mich jetzo nur darauf berufen, um es nicht wiederholen zu dürfen. Auch erzählt man sich vieles von Zwittern unter Menschen und Thieren. Glaubt es nie! Beyde Geschlechtsglieder sind nie an einem Körper beysammen. Auch was man von Meermenschen, Meerjungfern träumt, sind leere Fabeln. In der Bibel müsset ihr Eidechsen oder Krokodill verstehen. Wenn man auf dem Wasser oder an den Häusern zu gewissen Zeiten blutrothe Flecken wahrnimmt; so prophezeyht man Unglück. Diese kommen insgemein blos von einer grossen Menge Insekten her. Was man mit der Kühmilch, wenn sie mit Blut vermengt ist, für Aberglauben treibt, hab ich euch schon erinnert. Man glaubt nun, die Kuh sey behext, und von Stund an werden allerley Mittel angewandt. Man schickt oder geht alsbald zu Seiner Hochwürden, zum Scharfrichter, zum klugen Mann, und die sollen helfen. Wer klug ist, giebt sich freylich nicht damit ab.

Aber manchen solchen Helfern liegt daran, die armen Leute in ihrem Aberglauben noch mehr zu bestärken, sie versichern, mit dem Beherxen habe es Grund, und nun rathen sie allerhand Mittel, und folgendes wird insgemein an vielen Orten für das probateste gehalten: man hackt und peinigt nämlich die arme Milch unter und während dem Kochen, und das soll nun die Kraft haben, daß die Person, so an der Hexerey Schuld ist, dazu kommen muß. Wie manche ehrliche Person, die der ungefähre Zufall gerade zu der nämlichen Zeit zu dieser Beschwörungshandlung führte, verlor deswegen schon ihren guten Namen! Und doch hat das Blut in der Milch, so wie im Urin, seine natürlichen Ursachen. Wenn die Kühe im Frühjahre zum erstenmal nur junges Laub, besonders gelbe Pfriemen, Weißdornblüthen, oder die ersten Knospen der Eichen, Buchen, Quitten 2c. fressen; so bekommen sie einen rothgefärbten Urin, den man insgemein für Blut ansieht.

Eben

Eben so dürfen sich nur die zarten Blutgefäße, an denen die Milch oder der Urin ihren Gang haben, zu sehr erweitern oder zerreissen, welches durch heftige Bewegung, Quetschung des Euters, oder Schärfe des Geblüts entstehet, so wird Blut kommen. Es heilet von sich selbst, und noch eher, wenn man ordentliche Arzneymittel anwendet, wodurch die Ergiessung des Blutes selbst aufhören muß. Was für ein wunderlicher Aberglaube wird nicht auch damit getrieben, daß man sich drey Kreuze (+++) oder C. M. B. an die Stallthüre schreiben läßt! Und was sollen die heiligen Sprüche auf denen Zetteln, der mißbrauchte Namen Gottes, oder gar Namen aus fremden Sprachen helfen? Wie lächerlich ist nicht ferner das, daß der Aberglaube bey manchen Leuten will, daß man einer Kuh, wenn sie zum erstenmal auf die Weide getrieben wird, die Beinkleider ihres Herrn um die Hörner binden soll, um die Milch nicht zu verlieren! .... Welche

Gauckeleyen, und schändliche Betrügereyen besonders in der Christnacht getrieben werden, ist euch allen bekannt. Ach, wir sollten uns schämen dergleichen sündliche Gedanken und Handlungen noch bey uns zu dulden. .... Und was ist denn auch das für eine wunderliche Einfalt, daß manche Leute an den beyden Enden des Regenbogens kleine Schüsseln mit Geld glauben, und suchen wollen? .... Eben so entehrt ihr eure Vernunft, wenn ihr glaubet, die Sterbenden müßten allemal, ehe sie stürben, ein gewisses Zeichen geben. Aber auf eine noch schändlichere Weise entehrt ihr vollends eure heilige Religion, wenn ihr saget, die Verstorbenen giengen um. Glaubet denen Narren und Betrügern nie, die euch so einfältiges Zeug vorschwätzen. Es ist auch lächerlich, unanständig und unchristlich, wenn ihr den Ort, wo unsere Mitbrüder und Mitschwestern verwesen, als einen Schauplatz ansehet, auf welchem der Teufel die Geister und Verstorbenen zu gewissen

Nächten herumschwärmen, Flammen anzünden und allerley Gaukelspiel treiben könnten. Warum fürchtet ihr euch, zu Nachtzeit über die Grabstätten zu gehen? Jeder todte Körper ruhet wohl in der Erde. Am jüngsten Tag wird Auferstehung rauschen auf jedem Todtengefilde. .... Auch ist der Tod kein Mann, wie man euch ihn beschreibet, daß ihn der Kranke, oder die um sein Bett stehenden bald zu seinem Haupte, bald zu seinen Füssen wollen gesehen haben. Das sind bloße Einbildungen und Vorstellungen, und bey dem Kranken Folgen von innern Zerrüttungen des Gehirns oder von Nervenzufällen. Eure Gespenstergeschichten sind lauter Fabeln. Daß es Geister giebt, dürfen wir glauben; aber daß es Gespenster gebe, müssen wir nicht glauben. Verstehet mich aber recht. Ich sage, Geister giebt es, das heißt: Gott hat, ausser den Seelen der Menschen, gewiß noch eine unzählige Menge anderer Geister geschaffen, die entweder gar keinen ....

oder doch wenigstens einen viel feinern Leib haben, als wir. Denn wir sehen ja vom geringsten Wurm bis zum Menschen, ein lebendiges Geschöpf immer vollkommner, als das andere; und wie sollten wir glauben können, daß die Lücke vom Menschen bis zu Gott, dem Vater der Geister ....oder bis zum Engel .... unausgefüllt geblieben wäre? Daß es solche Geister gebe, glaube ich: aber, daß es Gespenster gebe, das heißt, solche Geschöpfe, die darauf ausgiengen, die Menschen zu erschrecken und ihnen zu Schaden, glaube ich nie. Gespenstererscheinungen sind gemeiniglich entweder eine Wirkung der Einbildungskraft, oder ein Betrug von bösen Leuten. Und davon könnt ich euch gar viel erzählen, um euch zu beweisen, daß es wahr sey. Aber das thu ich ein andermal. Fürchtet euch deswegen nur nicht, lieben Leute! Ein Geist hat nicht Fleisch und Bein, wie ihr habt. Siehet oder höret einer von euch etwas; so gehet hinzu, untersuchet es

genau

genau nach allen Umständen und ohne Furcht, haltet es fest, ... und das Gespenst wird entweder als ein Schatten verschwinden, oder als ein verlarvter Bösewicht auf den lichtscheuen Wegen der Unzucht oder Dieberey befunden werden. .... Auch habe ich von euch bemerkt, daß ihr viel auf die Todtenuhr haltet und glaubet, wenn sich diese hören liesse, so würde jemand in eurem Hause sterben. Ihr höret nämlich manchmal bey stiller Nacht, bald in der hölzernen Wand, bald am Fusse des Bettes, oder am Tisch, ein Geräusch, welches eine Aehnlichkeit hat mit dem Schlage in einer Taschenuhr. Da erschröckt ihr nun, sehet einander erblaßt an und glaubt der Tod kündigte einem von euch sein letztes Stündlein an. O! suchet doch die Todtenuhr auf, folget ihrem Schalle .... und was werdet ihr finden? Einen kleinen Holzwurm, der mit seinem hervorragenden Rüssel gewisse Schläge oder Stösse an der Oberfläche des Holzes machet, darinnen er sich ei-

nen

nen Gang gegraben hat. Tödtet ihn, den schädlichen Propheten, der euch so unnöthige Furcht einjaget. Er weiß seinen eigenen Tod nicht, und sollte den eurigen wissen? Denket lieber, daß jeder Pulsschlag eure Todtenuhr seyn kann..... Und endlich haltet ihr auch so viel auf die Träume und Traumdeuterey und glaubet denen Traumbüchern, die eine wahre Schande des Christenthums sind. Da soll nun auf das Geträumte das Gegentheil oder sonst so was erfolgen; Aepfel und klein Geld soll Zank bedeuten, eine Hochzeit einen Todesfall, Bahre und Grab hingegen Freude und Leben. Höret, das ist ein strafbarer Aberglaube. Berufet euch ja nicht auf die Bibel. Wenn die einige Beyspiele davon angiebt; so müssen wir sie freylich glauben. Aber wir müssen auch nur dabey bedenken, daß in denen ersten Zeiten der Welt sich Gott öfters dadurch denen Menschen offenbarte. Die Leute hatten damals noch keine hohe Erkenntniß, und durch göttliche Einge-

bung

bung wurden sie von manchen Dingen benachrichtigt, entweder um ihnen eine nahe Gefahr bekannt zu machen, oder sie vor einem gewissen Unglück zu warnen. Selbst die Bibel eifert nachhero in neuern Zeiten darwider und lehret uns, welches die beste Art, Träume zu deuten, sey. Sie zeiget uns, daß Träume Spiegel sind, darinnen wir nicht selten unser Herz und dessen Neigungen und Leidenschaften erblicken. Der Geizige träumet von Geld; der Hungrige von Speisen; der Furchtsame von Gefahren u. s. w. Lasterhafte Träume verrathen ein lasterhaftes Herz. Oft sind auch Träume die besten Prophezeihungen von dem Zustand unsers Körpers. Ein gesunder und vergnügter Mensch wird immer vergnügte Träume haben; ein Kranker hingegen, bey dem das Blut stockt und der Hitze und Beängstigung fühlt, wird im Traum bald ins Wasser fallen, bald von einem Thier verfolgt werden, und allerley ängstliche Vorstellungen werden sei-

ne Seele martern. Hier kann ein geschickter Arzt die beste Auslegung machen. Gemeiniglich aber sind Träume wiederholte Vorstellungen der Seele von dem, was wir bey Tage gedacht, geredet oder gethan haben .... oder mit welchen Gedanken wir eingeschlafen sind. Die Seele bleibt, wenn der Körper schläft, noch immer dunkler Vorstellungen fähig. Und unsere wirksame Einbildungskraft knüpft nur Dinge zusammen, mit denen wir uns vorhero beschäftigt haben: das geschiehet aber in solcher Unordnung und Verwirrung, daß wir uns selbst den Zusammenhang nicht erklären können, wenn wir völlig erwachen. Ein Thor ist, wer sich deswegen quälet.

Nur noch ein paar Worte über die Ahndungen, die uns auch öfters zum Aberglauben verleiten. Ihr verstehet unter den Ahndungen eine Art Ankündigung solcher unbekannter Dinge, die entweder noch zukünftig sind, oder die sich in einer weitern

Ent-

Entfernung zu eben der Zeit ereignen, da wir die Ahndung haben. Man kann diese Ahndungen in äusserliche und innerliche eintheilen. Die äusserlichen aber sind durchgängig Wirkungen des Aberglaubens: da will einer zu Mitternacht einen unvermutheten Fall im Hause gehört haben; dorten kommt es einem andern vor, als klopfe jemand zmal an die Thüre; noch ein anderer vernimmt eine Gestalt leise durch verschlossene Thüren gehen. Das alles ist nichts. Und auch die innerlichen Ahndungen sind meistentheils zu verwerfen. Es giebt Leute, wenn sie eine Beängstigung und Traurigkeit spüren, die ihnen natürlich ist, so sprechen sie schon, daß ihnen ein Unglück ahnde. Die irren sich sehr. Die Ursache ihrer Beängstigung liegt oft im Blute und verdorbenen Säften. Folgendes aber will ich wohl als eine Ahndung gelten lassen: Wenn einem nämlich bey guter Gesundheit der Seele und des Körpers mitten in unsern Vergnügungen eine tödtliche Angst überfällt, ohne vorhero im geringsten

an

an etwas Trauriges gedacht zu haben; so ist diese Ahndung nicht ganz zu verwerfen. Gott will einen dadurch vielleicht vor Unglück oder Sünden warnen. Und darum rathe ich einem jeden, wenn er in diesem Falle wäre, diese Ahndung zu benutzen, und sorgfältig auf seiner Hut zu seyn. Hätte der Weihbischof zu Passau, Herr Graf Firmian, der 1776 unglücklicher weise sein Leben verlor, diese Regel befolgt, vielleicht würde er damals nicht, wie es geschah, haben sterben müssen. Er war eben im Begriffe, auf die Jagd zu gehen, war munter, gesund und fröhlich. Plötzlich überfiel ihn eine innerliche Angst. .... Es ahndet mir, sagte er, ein Unglück; ich will lieber heute zu Hause bleiben. Er lies sich aber dennoch überreden, auf die Jagd zu gehen. Der Bediente hob ihn mit der rechten Hand in den Wagen, und hielt in der Linken sein Gewehr. Indem er nun seinen Herrn vollends in die Kutsche heben will, geht .... der Himmel weiß wie? .... die Büchse los,

und

und erschießt den Bischof auf der Stelle.

So viel habe ich euch, liebe Freunde und Nachbarn, diesmal von abergläubischen Dingen sagen wollen. Einfalt und Unwissenheit sind die Quellen, woraus der Aberglaube kam. Wenn wir also bessere und richtigere Begriffe von den Dingen in der Welt annehmen werden; so wird das das erste und beste Mittel unter andern seyn, des Aberglaubens .... und damit zugleich vieler Thorheit, und unnöthiger Furcht und Angst, los zu werden. ....

* * *

Erzählungen.

Der betrogene abergläubische Bauer.

Ein Bauer hinterließ ein schönes Ackergut und nur einen Sohn. Als der Vater noch lebte, vermahnte er den Sohn oft zur Arbeit, und sagte:

Hanns, wer fleißig arbeitet, der hat Brod; aber der Faule muß darben. Hanns aber gieng lieber in das Wirthshaus und hörte gern was Neues. Als der Vater todt war, da that Hanns vollends gar keine Arbeit mehr, sondern kam nicht eher aus der Schenke weg, als bis er nach Haus zu Bette gieng. Einst kam ein Bergmann in die Schenke, ein listiger Betrüger. Hanns sprach und trank mit ihm. Da merkte denn der Bergmann bald, daß Hanns dumm und unwissend sey. Er fieng also an, vom Schatzgraben zu reden, und rühmte sich, daß er verschiedene Schätze wüßte. Das gefiel Hannsen wohl. Er bezahlte einen Krug Bier nach dem andern für den Bergmann und beym Trunk wurden sie recht vertraut. Da erfuhr Hanns vom Bergmann, daß im nächsten Busch ein Schatz stünde. Bruder, sagte der Bauer, wenn du ihn weißt, warum hast du ihn denn nicht schon gehoben? Ja, sagte der Bergmann, das geht nicht sogleich. .... Ich bin arm.

arm. .... Wenn ich 33 Thaler, 3 Groschen, 3 Pfenninge, in Gold, Silber und Kupfergeld hätte, womit ich den Schatz heraufleken könnte; dann wollte ich ihn gleich haben. Bruder, rief Hanns voller Freuden, so viel habe ich eben in der Tasche, und wohl noch mehr. Ich hab heut ein Pferd verkauft, ... Zwölf Dukaten, drey Silbergroschen, und ein Kupferdreyer. .... Nicht wahr, das macht 33 Thaler, 3 Groschen und 3 Pfenninge, und ist dreyerley Geld? Gut, sagte der Bergmann, um 12 Uhr in der Nacht gehen wir hin, und du sollst die Hälfte vom Schatz haben, weil du das Geld hergiebst. Sie giengen also hin in den Busch. Der Bergmann nahm die 33 Thaler, 3 Groschen u. 3 Pfenninge in Empfang; stellte Hannsen an einen Eichbaum und verbot ihm, bey Lebensgefahr, zu reden; gebot ihm dagegen, dort 3 Stunden stille zu stehn. Indeß der Bauer still stund; so gieng der Bergmann mit dem Geld über die Gränze und davon. Am Morgen

kam der betrogene Bauer, der lange gefroren und gewartet hatte, nach Hause. Und wem er sein Unglück erzählte, der lachte ihn aus.

* * *

Die Kunst, ohne Reue fröhlich zu seyn.

Unser voriger Dorfwirth, Kaspar, war nicht der beste Mann. Er konnte den ganzen Frühling hindurch Blumen sehen, die schönsten Kornfelder durchwandeln, die Vögel singen hören; und niemal kam ihm ein froher Gedanke in Sinn. Wenn er froh werden sollte; so mußte seine ganze Stube voll Saufgäste seyn, Weingläser mußten auf dem Tische stehen, er mußte im Spiele gewinnen .... oder es mußte ein einfältiger Mensch da seyn, den er zum Narren haben konnte. Nur bey dergleichen Gelegenheiten ward Kaspar froh und konnte lachen. Einst gieng er über ein kleines Feld an einen Ort hin,

und sah, nach seiner Gewohnheit, gedankenlos vor sich nieder. Da fand er einen armen Bettler vor einem wilden Aepfelbaum, der eben in voller Blüthe stand, wie er eben mit leiser Stimme sang!

Mich, ruft der Baum in seiner Pracht,
Auch mich, auch mich hat Gott gemacht!
Gebt unserm Gott die Ehre!

Und der arme Bettler weinte vor freudiger Empfindung des allgütigen Schöpfers. Wie kannst du dich denn über einen Baum so freuen, sagte Kaspar mürrisch zu dem daliegenden armen Manne. Ey, trauter Mann, antwortete der Bettler, wenn es nicht wohlfeile Freuden gäbe, wo wollte ich Armer welche hernehmen? Ich kann keine Freuden bezahlen. Aber darum hab ich meinen Schöpfer so lieb, daß er auch für uns Arme Freuden bereitet hat. Denn ich kann ohne Kosten und ohne Reue fröhlich seyn. Es ist aber eine ordentliche Kunst. .... Nun, was denn für eine,

fragte Kaspar hitzig. Das ist sie, wenn ihr mich hören wollt: Ich sehe alles recht an, was da ist; Grosses und Kleines, was Gott gemacht hat, und finde alle Tage etwas Neues und Schönes. Dann denke ich nach: warum und wozu dieses und jenes wohl da seyn oder wozu es wohl nützen mag? Und wenn ich dabey der Weisheit des Schöpfers zuweilen auf die Spur komme, dann werde ich so ganz von der Allmacht, Weisheit und Güte Gottes durchdrungen, und werde so munter, so fröhlich, so vergnügt, daß ichs euch nicht genug sagen kann. .... Lebe wohl, sprach Kaspar, und gieng fort.

* * *

Der unwissende Bauer.

Ein Bauer in Kärnthen wuchs ohne Unterricht auf, gieng auch sehr selten in die Kirche, um die Predigt zu hören. Das verwieß ihm einstmals der Pfarrherr sehr. Endlich fragte er ihn: „Lieset du denn gar nichts von Gottes Wort?“ .... „Nein, sagte

sagte der Bauer, ich kann nicht le-
sen." .... „ Ich glaube, du weißt
nicht einmal, wer dich erschaffen
hat?" .... „ Nein, ich weiß es
nicht." .... Hier wandte sich der Pfarr-
herr zu einem Knaben, der eben da
stand: „ Mein Kind, wer hat dich
erschaffen? „ Gott der Vater." ....
Nun, fuhr der Prediger gegen den
Bauern fort, schämst du dich nicht,
daß ein kleines Kind so was besser
weiß, als du?" .... „ Das ist kein
Wunder, antwortete der unwissende
Bauer, der Junge ist noch nicht lang
erschaffen worden, der kann es wohl
noch wissen, bey mir aber ists schon
so lange her." ....

* * *

Der ewige Jude.

Man erzählt sich mit vieler Zu-
verläßigkeit, daß ein ewiger Jude
sey, welcher schon die Erde überall
gesehen haben und bis an den jüng-
sten Tag leben soll. Er soll seines

Handwerks ein Schuhmacher gewesen seyn, und unserm Heilande bey seinem Hingange nach Golgatha nicht haben verstatten wollen, daß er an seinem Hause sein Kreuz habe hinlegen und ausruhen dürfen. Daher soll es gekommen seyn, daß dieser Jude keine ruhige Stunde haben soll. Es wollen ihn viele gesehen haben. Alle hundert Jahre soll er sich verjüngen und seine Kleider sich erneuern.

Wunderbare Geschichte! nur fehlt ihr die Glaubwürdigkeit. Wenn sie gegründet wäre, denke ich, so stünde gewiß etwas davon in der Paßionsgeschichte. Ist nur eine leere Fabel!

* * *

Grösse Goliaths.

Wie groß war wohl der Riese Goliath? Nach dem Zeugniß der heiligen Schrift, 6 Ellen und einer Hand breit hoch. Nun wird man sich diese Grösse leicht vorstellen und aus-

ausmessen können, wenn man nur vorhero weiß, daß eine jüdische Elle eine 6 Hände breite Länge ausgetragen habe. Er hat also eine rechte grosse Maschine vorgestellet, gegen welche David, ob er gleich auch ordentlich groß gewachsen war, doch ganz klein anzusehen gewesen ist.

* * *

Der Tod der Fliege und der Mücke.

Es setzte sich die junge Fliege
Voll Muth auf einen Becher Wein,
Entschloß sich, that drey gute Züge
Und sank voll Lust ins Grab hinein.

Die Mücke sah die Freundin liegen.
Dies Grabmal, sprach sie, will ich scheun,
Am Lichte will ich mich vergnügen,
Und nicht an einem Becher Wein.

Allein, verblendet von dem Scheine,
Gieng sie der Lust zu eifrig nach,
Verbrannte sich die kleinen Beine,
Und starb nach einem kurzen Ach.

Achtes und letztes Stück.

Wetterkalender.

Man kann die Witterung nicht auf einen jeden Tag des Jahrs ein ganzes Jahr voraus bestimmen, wie öfters in den Kalendern geschiehet. Man hat einige Muthmassungen; aber man darf sie nicht für gewiß ausgeben. Und derjenige würde sich oft betrogen finden, der darauf bauen wollte.

Ich will euch daher in meinen Wetterkalender schauen lassen, den ich mir selbst gemacht habe; oder euch einige der vornehmsten Witterungsregeln oder Anzeigen von bevorstehenden Veränderungen des Wetters geben, nach welchen ihr euch allezeit und nicht bloß in Einem Jahre richten könnet.

Vor-

Vorhero aber müsset ihr die Bedeutung und Erklärung der Wörter, von welchen ich euch schon gesagt habe .... nämlich Osten oder Morgen: Westen oder Abend: Süden oder Mittag: Norden oder Mitternacht, merken.

1.

Der Nordwind und Ostwind bringt kalte und trockene: .... und der Westwind feuchte Witterung.

2.

Wenn der Wind aus der Mitte der Gegend zwischen Norden und Osten wehet; so ist im Winter die gröste Kälte. Kömmt er aber aus der Gegend zwischen Norden und Westen; so regnet es im Sommer, und schneyet im Winter.

3.

Wenn der Wind zwischen Süden und Osten her wehet, die Wolken aber zwischen Süden und Westen her queer überziehen; so hält dieser Wind lange an und bringt zuletzt Regen.

4.

Wenn der Sturmwind in der Nacht anfängt; so ist er nicht heftig, hält auch nicht so lange an, als wenn er bey Tag anfängt.

5.

Wenn bey warmer Luft ein Wind entsteht; so erfolgt bald Regen.

6.

Die Morgenröthe zeigt an, daß Wind oder Regen denselben Tag erfolgen werde.

7.

Die Abendröthe zeiget an, daß den folgenden Tag schönes helles Wetter seyn werde. Ist sie aber kupferfärbig; so bedeutet es schlechtes Wetter.

8.

Wenn die Sonne des Morgens klar und ohne ungewöhnliche Farbe aufgeht, oder bald, nach ihrem Aufgang, das Gewölk vor sich vertreibt, oder keine Wolken gegen Ober in Westen hat; so bleibt desselbigen Tages klares Wetter.

9.

9.

Wenn die Sonne des Abends klar und ohne ungewönliche Farbe untergeht; so ist den andern Tag gewiß gutes Wetter, sonderlich wenn eine schöne Abendröthe darauf erfolget.

10.

Wenn die Sonne hinter dicken Wolken, über welche sie ihre Stralen ausbreitet, oder mit einer dunkelrothen Farbe auf- oder untergehet; so erfolgt bald Wind oder Regen.

11.

Wenn sich die Wolken am Tage stark um die Sonne herum häufen, oder sich unter derselben zusammenziehen; so entstehet ungestümes Wetter.

12.

Wenn des Abends viele kleine schwarze Wolken am Himmel sind; so bedeutet es Regen. Sind aber die Wolken weiß und helle; so kömmt schönes Wetter.

13.

Die Wolken, welche wie grosse, weisse, helle Berge oder Schneehaufen aussehen, verkündigen helles Wetter.

14.

Aber die schwarzen und bleyfärbigen Wolken, sonderlich wenn sie niedrig stehen, und die blutrothen Wolken, prophezeyhen Wind.

15.

Der Regen ist desto anhaltender, je langsamer er fällt.

16.

Die schwarzen, oder weissen, und lichtgrauen Gewitterwolken sind nicht so gefährlich, als die rothen und braunen, obgleich bey denen erstern der Donner stärker zu seyn pflegt. Imgleichen pflegt der gelbe und röthlichte Blitz öfter einzuschlagen, als der weißlichte.

17.

Wenn die Sonnenstralen des Morgens in den Dünsten gesehen werden können; so erfolget Westwind.

wind. Geschiehet das Abends; so erfolget Ostwind.

18.

Wenn die Sterne dunkel scheinen, und die kleinen Sterne gar nicht gesehen werden können, obgleich keine Wolken am Himmel sind; so wird trübes Wetter.

19.

Scheinen aber die Sterne in Winternächten sehr helle; so entstehet grosse Kälte.

20.

Ein Kreis, welchen man Hof nennet, um die Sonne oder um den Mond, verkündigt trübes Wetter oder Wind.

21.

Wenn die Berge wie mit einem Rauch bedeckt erscheinen; so kömmt Regen oder Wind.

22.

Wenn in erfrornen, verrenkten oder sonst beschädigten Gliedmassen ein starkes Jucken oder Reissen empfunden wird; so ändert sich das Wetter.

23.

23.

Wenn die Hände sehr trocknen oder glatt werden; so erfolgt gewiß Regen.

24.

Wenn die Hähne viel krähen; die Schwalben niedrig an der Erde fliegen; oder die Pfauen, Gänse, Raben und Frösche stark schreyen, oder die Bienen im Sommer nicht weit ausfliegen; so pflegt bald Regen zu kommen.

25.

Die Witterung, bey welcher ein Monds- oder Lichtswechsel geschiehet, pflegt gemeiniglich bis zum nächsten Mondeswechsel fort zu dauern.

26.

Wenn im Frühjahr Ueberschwemmungen sind, und das Grundwasser häufig hervortritt; so kömmt in dem folgenden Sommer eine ausserordentliche Hitze und viel Ungeziefer

27.

Wenn im Frühjahr viele Nebel sind; so kömmt im Sommer viel Regen.

28.

Sind im Herbste viele Nebel; so kömmt in dem Winter viel Schnee.

29.

Wenn im Frühjahr bereits ein Gewitter gewesen ist; so kommen keine Reife und Nachtfröste mehr.

30.

Nach einem warmen und nassen Herbste folgt gemeiniglich ein strenger und kalter Winter.

31.

Die Gewitter pflegen den ganzen Sommer hindurch aus der Gegend zu kommen, aus welcher das erste gekommen ist.

Abschied

und

Beschluß dieses Theils.

Für dießmal, meine lieben Freunde, müssen wir uns trennen, und möchten uns wohl vor einem halben Jahre schwerlich einander wieder sehen. Habt ihr einige Freude an diesen Unterhaltungen gefunden; so wird mich das ermuntern, euch ein andermal wieder andere zu verschaffen. Werdet ihr euch, ... wie ich sicher hoffe, ... bemühen, Nutzen und Vortheil aus dem, was ich euch bis hieher gesagt habe, zu ziehen; so wird es nicht daran fehlen, euch ferner mit nützlichen Dingen .... die euch noch unbekannt sind, ... bekannt zu machen. Werdet zuförderst rechte gute Menschen .... so habt ihr schon den seligen

gen

Redlicher, guter Stadt-mann!

Hab da von meinem seligen Groß-vater etwelche Bücher geerbt, und las sie fleißig; hab darinnen gefunden, daß diese Bücher immer einem guten Freunde zugeeignet worden .... und daß man seines guten Freundes Na-men voran setzet.

Ich

Ich weiß auf der Welt keinen
bessern Freund, als Sie. Denn Sie ha-
ben mir viel Gutes gethan, das ich nicht
vermag, hier weiter auszusprechen.....
Auch habe ich Ihnen meinen stillen
Aufenthalt auf dem Lande zu verdan-
ken, ... mein Häuslein, Feld,
und .... was ich habe.

Ihren

Herrn

Georg Philipp Wucherer

in Wien

zugeeignet.

gen Anfang gemacht, die besten Christen zu seyn. Nehmt noch zum Abschiede, ein Liedlein an, welches

Die Pflichten eines guten Menschen

euch vorhält.

Gieb deinem Schöpfer das, was man ihm geben soll.

Eh du was unternimmst; so überleg es wohl.

Das Urtheil anderer ninm an mit Willigkeit,

Und wenn man tadelt dich, so zeig' Gelassenheit.

Sprich nie mit einem was, wovon er gar nichts kennt.

Von deinen Reden sey die Wahrheit ungetrennt.

Das, was du zugesagt, darfst du nie treulos brechen.

Indessen mußt du nichts unüberlegt versprechen.

Lieb' ohne Eigennutz. Verzeihe großmuthsvoll.

Gieb Obern, knechtlich nie, der Ehrerbietung Zoll.

Die Freundschaft, die du stifst, mußt du mit Sorgfalt nähren;

Und ohne Noth die Ruh nicht durch Processe stören.

Neugierig forsche nicht, was dort ein andrer macht.

Und was du selber thust, verhehle mit Bedacht.

Fühl bey des Nächsten Noth des Mittleids edle Schmerzen.

Gieb seinen Fehlern nach. Als Freund sey treu von Herzen.

Besieg den Gram, dem sich oft die Vernunft ergiebt,

Und hüte dich, daß er nicht andre mit betrübt.

Da, wo die Zwietracht herrscht, da stifte stets den Frieden.

Statt Rache, such den Feind durch Wohlthat zu ermüden.

Dein Tadel sey nicht hart. Dein Lob nicht Schmeicheley.

Lach mäßig. Einem Scherz stimm' gern und willig bey.

Erweise jedermann, nach seinem Stand, die Pflichten.

Und über nichts mußt du, aus blossem Hochmuth, richten.

Wirf keinem vor, daß du ihm einen Dienst erzeigt,

Und zähl es mit zu dem, was man mit Fleiß verschweigt.

Hilf dem bedrängten Freund, eh ers noch sucht, in Leiden.

Du mußt freygebig seyn, doch die Verschwendung meiden.

Walle dir der Jähzorn auf; so dämpf ihn gleich so fort.

Sprich von Abwesenden nie ein verächtlich Wort.

Flieh die Undankbarkeit. Lern Ueppigkeit besiegen.

Und mach dir dann und wann ein wohl erlaubt Vergnügen.

Sprich wenig. Denke viel. Fern sey von dir Betrug.

Und schätze das, was man dir giebt, stets hoch genug.

Sieh nie des Nächsten Glück mit scheelen Augen an.

Was man dir anvertraut, sey keinem kund gethan.

Ihren Namen, lieber Mann in der Stadt! will ich also diesem Büchlein voran schreiben, ... Ihnen will ichs zueignen. Verschmähen Sie diesen Erstling einer Landstille nicht! Und seyen Sie so gut, ihn wenigstens als ein Denkmal anzu sehen, daß ich Sie sehr liebe.

Leben

Leben Sie lange! bleiben Sie gesund! haben Sie auf der Welt viel Freud! Und lassen sie mich mit Ihnen einst die ewige Herrlichkeit sehen.

St. Ruprecht; Petri und Pauli, 1785.

Oestreich Landmann.

Prahl niemals von dir selbst. Bewahr die Heim-
lichkeiten.

Und acht nicht das Geschwätz von unvernünfti-
gen Leuten.

Ende des ersten Theils.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sachs, Salomo, 1772-1855

Der kluge Bauer. Oder ein Buch für den Bauer und Landmann darinnen vom Ackerbau; von der Viehzucht; von der Haushaltungskunst; von der Gesundheit, und allerhand Hausmitteln von Krankheiten ...
Bd.: 1

Wien (1785)

Oecon. 178-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10293907-7
VD18 90389697